Gespräch und Begegnung in der diagnostischen Situation

ABHANDLUNG

zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von

REGULA KATHARINA PFENNINGER
von Uster (ZH) und Kilchberg (ZH)

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. D. von Uslar

Juris Druck + Verlag Zürich
1979

Gespräch und Begegnung in der diagnostischen Situation

ABHANDLUNG

zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät I
der Universität Zürich

vorgelegt von

REGULA KATHARINA PFENNINGER
von Uster (ZH) und Kilchberg (ZH)

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. D. von Uslar

Juris Druck + Verlag Zürich
1979

UNIV.
LEIDEN
BIBL.

ISBN 3 260 04703 4

Meiner lieben Mutter

und

meinem lieben Vater

in Dankbarkeit gewidmet

Herrn Prof. Dr. D. v. Uslar möchte ich für sein Interesse und seine Unterstützung, welche er meiner Arbeit entgegenbrachte, meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Mein Dank gilt auch den Kollegen meiner Arbeitsgruppe innerhalb des Seminars über Forschungsprobleme der angewandten Psychologie: Elisabeth Gurtner, Niklaus Grab, Ueli Wismer, Josef Beerli und Dieter Sträuli für ihre Arbeiten und die zahlreichen Diskussionen, die zur Entstehung dieser Arbeit beigetragen haben.

Viel zu verdanken habe ich meinen Freunden Verena Loewensberg und Dr. Christa Sütterlin, Dr. Ruth Halter-Schmid, Dr. Elisabeth Nolfi-Hauser, Dr. Hanspeter Anderhub und Dr. Walter Siegfried für ihre vielseitigen Anregungen in Wort und Tat.

In besonderer Weise danke ich meinem Freund Rolf Mattes für die Förderung meiner psychologischen Praxis, auf welcher ein grosser Teil meiner Arbeit aufbaut und für seine unterstützende Teilnahme an meinen Bemühungen um eine Methode, den Partner richtig zu verstehen.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung 1

1. Zum Begriff des diagnostischen Gesprächs 1
2. Ziel der Arbeit, Aufbau und Abgrenzung 7

Erster Teil:
DAS DIAGNOSTISCHE GESPRAECH 13

I Zur Stellung des Gesprächs im Felde der psychologischen Diagnostik 13

II Die Streitfrage um die Tauglichkeit des Gesprächs als Frage nach dessen Funktion 27
1. Zwei Fronten, – Zwei Auffassungen von "Persönlichkeit" 27
2. Eysenck: Zwei Ansätze der Kritik 31

III Die Bedeutung des Gesprächs im Lichte von Zuverlässigkeit und Gültigkeit 36
1. Zwei Auffassungen von Tauglichkeit 36
2. Zwei Gesprächsformen, – ein Dilemma 44

IV Die Bedeutung des Gesprächs Jenseits von Zuverlässigkeit und Gültigkeit 54
1. Schraml: Der neue Ansatz 54
2. Der dritte Weg, – ein Ausweg aus dem Dilemma? 61

Zweiter Teil:
GESPRAECHSDIAGNOSTIK ALS BEGEGNUNG 69

I Begegnung als Weg zum Verstehen 69
1. Nähe, Distanz, Begegnung 69
2. Begegnung und "Compassion" 78

II Das Gespräch als Rollenspiel 87
1. Hindernisse der Begegnung 87
2. Das Rollenmodell als Hilfe 93
3. Begegnung und Spontaneität 100

III Das Gespräch als Kommunikation 103
1. Watzlawick: Menschliche Kommunikation und deren Grundgesetze 103
2. Die Bedeutung der Kommunikationsanalyse zur Beurteilung des andern Menschen an einem Beispiel erlebter Kommunikation 118
3. Begegnung und Gegenseitigkeit 131

IV Grenzen der Begegnung 137
1. Begegnung und Berührung 137
2. Begegnung und Einzigartigkeit 147

V Zusammenfassende Betrachtungen: Tauglichkeit und Verantwortlichkeit 153

Literaturverzeichnis 160

Lebenslauf 165

EINLEITUNG

1. Zum Begriff des diagnostischen Gesprächs

Zunächst soll die grundsätzliche Frage behandelt werden, was wir im allgemeinen – und in dieser Arbeit im speziellen – vor Augen haben, wenn von diagnostischem Gespräch die Rede ist. Der Bedeutungsgehalt dieses Begriffes lässt sich einerseits veranschaulichen anhand der Ueberlegung, worin sich das diagnostische Gespräch von einem gewöhnlichen Alltagsgespräch unterscheidet. Anderseits mag er auch bei einem Blick auf den Anwendungsbereich des diagnostischen Gesprächs zum Ausdruck kommen.

Dem Gespräch als einer spezifisch menschlichen Möglichkeit und Weise der gegenseitigen Verständigung wird wohl immer dann das Attribut "diagnostisch" zukommen, wenn in ihm "Diagnosis" geschieht, d.h. sowohl Unterscheidung als auch Entscheidung und Beurteilung[1]. Man könnte behaupten, dass das Gespräch schon seinem Wesen nach diagnostisch ist: immer wenn wir uns der Sprache bedienen, unterscheiden wir und entscheiden wir uns für Formen. – Anderseits ist zu bedenken, dass einem Gespräch verschiedene Absichten, Fragestellungen oder Ziele zugrunde liegen können. Es kann verschiedene Funktionen haben und z.B. der Unterhaltung, Vereinbarung eines Termins etc. dienen. Unter diesem Gesichtspunkt wird ein Gespräch durch das Attribut "diagnostisch" abgehoben von anderen Gesprächen, deren Ziel nicht in erster Linie eine "Diagnosis" ist. Wir können somit einmal festhalten, dass ein diagnostisches Gespräch ein Gespräch mit dem Ziel einer "Diagnosis" ist.

So verstanden wird mit dem Begriff "diagnostisches Gespräch" umgekehrt die Annahme ausgedrückt, dass dieses Ziel durch ein Gespräch erreicht werden kann, – eine Annahme, mit deren Problematik sich

---

1 Schenkl K.: Griech.-deutsches Schulwörterbuch, Wien 1891

diese Arbeit beschäftigt. – Da zudem die spezifische Art eines Ziels zu dessen Erreichung nach einer entsprechenden Methode verlangt, muss dem diagnostischen Gespräch in Abhebung von anderen Gesprächen eine spezifische Verlaufsgestalt oder Form eigen sein. Wir gelangen so zu einer neuen Formulierung: Ein diagnostisches Gespräch ist eine Form des methodischen Gesprächs mit dem Ziel einer "Diagnosis".

Damit scheint mir jedoch der Bedeutungsgehalt des Begriffs "diagnostisches Gespräch" noch nicht genügend ergründet, da "Diagnosis" immer auf etwas bezogen ist, d.h. immer eine Unterscheidung, Entscheidung und Beurteilung von etwas impliziert und sich somit die Frage nach dem Gegenstand der "Diagnosis" stellt. Was den Begriff des Gesprächs anbetrifft, so habe ich ihn eingangs im Sinne einer "spezifisch menschlichen Möglichkeit und Weise der gegenseitigen Verständigung" verwendet, um damit folgendes auszudrücken: ein Gespräch findet nur zwischen Menschen statt. Es setzt das Vorhandensein von mindestens zwei Menschen voraus und bedeutet damit Begegnung und gegenseitiges Sich-Mitteilen zweier Menschen. Das Ziel dieser Begegnung, die "Diagnosis", bezieht sich nun auf die Begegnung selbst in ihrer Eigenart und somit auf die Eigenart der sich begegnenden Menschen.

Fassen wir diese Ueberlegungen zusammen als Antwort auf die eingangs gestellte Frage, was das Gespräch zu einem diagnostischen macht: Obwohl oder gerade weil jedem Gespräch bereits etwas im weitesten Sinne Diagnostisches anhaftet, bezeichnen wir ein Gespräch erst dann als diagnostisch, wenn ihm erstens eine festgelegte Fragestellung und somit das Ziel einer Unterscheidung, Entscheidung und Beurteilung zugrundeliegt, wenn sich zweitens diese Fragestellung auf die Eigenart der am Gespräch beteiligten Personen bezieht und wenn drittens das Gespräch eine spezifische Form aufweist als Manifestation einer Methode, deren Wahl von der spezifischen Art der Fragestellung abhängig ist.

Im praktischen Berufsleben – und zwar nicht nur des Psychologen – kommen nun so viele verschiedene Arten von Gesprächen vor, die diesen Kriterien genügen, dass es notwendig sein dürfte, das Begriffsfeld

weiter abzugrenzen. Wir müssten sonst z.B. jede mündliche Prüfung und unzählige Interviews von Radio-, Fernseh- und Zeitungsreportern als diagnostische Gespräche auffassen. Dabei hätten wir wohl nicht einmal Unrecht, denn wir finden nirgends schwarz auf weiss nach Uebereinkunft als verbindlich erklärte Angaben zur Frage, was ein diagnostisches Gespräch sei und was nicht. In der Fachliteratur werden Ausdrücke wie "psychodiagnostisches Gespräch", "Untersuchungsgespräch", "Aussprache", "Interview", "Tiefeninterview" und "Exploration" stets als Varianten des Begriffs "diagnostisches Gespräch" verwendet. Im angelsächsischen Sprachbereich haben wir "Interview" für das deutsche Wort "Gespräch", das dann in allen möglichen Zusammensetzungen erscheint wie z.B. "information getting interview", "evaluative interview", "consulting interview" etc.
Eine weitere Abgrenzung des Begriffsfeldes entspricht desahlb der Frage: Welche Zielsetzungen bzw. welche speziellen Funktionen kann ein Gespräch haben, um von uns als diagnostisch aufgefasst zu werden? – und noch konkreter: welchen Anwendungsbereich räumen wir dem diagnostischen Gespräch ein?

Einen Vorschlag zur Beantwortung dieser Frage finden wir bei Schraml[1], der das diagnostische Gespräch unter drei Aspekten gliedert, denen verschiedene Zielsetzungen entsprechen:

- das Gespräch als Informationssammlung (information getting interview)
- das Gespräch als Instrument der Persönlichkeits- und Eignungsdiagnostik (assessment and envaluative interview)
- das Gespräch als Mittel der Beeinflussung und Persönlichkeitsveränderung (educational, consulting and therapeutic int.)

---

1 Schraml W.: "Das psychodiagnostische Gespräch" in Handbuch der Psychologie, Bd.6, 1964, S. 868/869

Was den dritten Aspekt anbelangt, so scheint er mir für die Erfassung des diagnostischen Gesprächs ungeeignet, da er zu Missverständnissen führen könnte. Obschon sich immer wieder erfahren lässt, dass das diagnostische Gespräch meist eine therapeutische Komponente enthält, so müssen wir doch grundsätzlich zwischen Diagnostik und Therapie unterscheiden. Zwar kann ein diagnostisches Gespräch insofern der Beeinflussung und Persönlichkeitsveränderung dienen, als es die Grundlage für eine Beratung liefert bzw. die Frage abklärt, ob eine Therapie indiziert ist, und wenn ja, welche. In dieser Funktion ist es aber nicht identisch und nicht zu verwechseln mit einem beratenden oder therapeutischen Gespräch und wird bereits unter dem zweiten Aspekt erfasst.

In diesem Zusammenhang sei auf einen wesentlichen Unterschied (unter vielen) zwischen diesen beiden Formen des methodischen Gesprächs hingewiesen, der zu einer Präzisierung unserer Definition beitragen dürfte: Die Entscheidung und Beurteilung, welche das Ziel eines diagnostischen Gesprächs darstellt, ist die Aufgabe des Untersuchenden. Sobald Entscheidung und Beurteilung bei einer Untersuchung mittels des Gesprächs dem Probanden überlassen wird, handelt es sich um eine Beratung oder um ein nicht-direktives Verfahren der Psychotherapie. So ist z. B. in der heutigen Auslesepraxis nicht mehr nur das diagnostische Gespräch üblich:
Wie Lichtwer[1] zeigt, hat die Bekanntgabe der Testergebnisse bei einer Untersuchung zur Bewerberauswahl für den Kandidaten eine beratende Funktion. Der Bewerber erhält Aufschluss über die Testresultate und kann dazu Stellung nehmen. Auch Stoll[2] weist darauf hin, dass dem Psychologen in der abschliessenden Phase einer Untersuchung zur Personalselektion nur eine nichtdirektive, beratende Funktion zukomme. Dem Kandidaten sollte, nach Auffassung des Autors, die freie Entscheidung über-

1 Lichtwer B.: "Beurteilungs- und Ausleseverfahren bei Führungskräften" in Bucholz-Maier: Handb. der Führungskräfte, München 1970
2 Stoll F.: "Der Test in der Personalselektion", Gastvorlesung a. d. Universität Zürich vom 8. 2. 1972 (persönl. Notizen)

lassen werden, ob er – auch bei abschlägigem Bescheid des Psychologen, der die Ergebnisse als Berufsgeheimnis zu wahren hat – seine Kandidatur aufrechterhalten und mit dem für die Auslese verantwortlichen Vorgesetzten weiterverhandeln möchte. Ein solches Gespräch würden wir hier – obwohl es in die Untersuchung zur Abklärung der beruflichen Eignung eines Probanden einbezogen wird – nicht als ein diagnostisches, sondern beratendes Gespräch bezeichnen.

Wir wollen hier also vom dritten Aspekt absehen und zu den Merkmalen des diagnostischen Gesprächs hinzufügen, dass die Entscheidung bzw. Beantwortung der Frage, die dem Gespräch zugrunde liegt, nur einem oder nur einem Teil der Beteiligten überlassen ist (es kann sich ja auch um ein Gruppengespräch handeln).

Wenn wir das diagnostische Gespräch so verstehen, d.h. wenn wir die Beurteilung eines Menschen durch einen anderen Menschen als Ziel und dieses Ziel als ein wesentliches Merkmal des diagnostischen Gesprächs auffassen, so müssen wir streng genommen auch jenen Aspekt, den Schraml als ersten angegeben hat, ausser Acht lassen, da das persönlichkeits- und eignungsdiagnostische Gespräch, das wir mit unserer Definition vor Augen haben, unter ihm nur teilweise erfasst wird:
Indem die Beurteilung der Persönlichkeit bzw. derer Eignung für gewisse Aufgaben stets auf einer Informationssammlung b e r u h t , stellt diese nicht a l l e i n das Ziel dar. Unter dem ersten Aspekt figurieren nur jene Materialsammlungen wie sie z.B. als "pilot study" in der Sozialpsychologie zur Gewinnung von Fragestellungen für Fragebögen verwendet werden. Zwar habe ich die Erfahrung gemacht, dass das Geschehen in solchen Interviews grosse Aehnlichkeit mit demjenigen in persönlichkeits- und eignungsdiagnostischen Gesprächen aufweisen kann. Wenn wir aber hier das Begriffsfeld nicht unter dem Aspekt des Erlebens im Gespräch, sondern dem der Zielsetzung des Gesprächs abgrenzen, müssen wir doch grundsätzlich auch an der Unterscheidung des "information getting interview" vom "assessment and evaluative interview" festhalten.

Dem diagnostischen Gespräch als einem Instrument der Persönlichkeits- und Eignungsdiagnostik räumen wir folgenden Anwendungsbereich ein:

- Es wird als Vergleichsmethode zu anderen psychodiagnostischen Verfahren verwendet[1].

- In Militär, Industrie, Betrieben und Verwaltung wird es angewendet zur Bewerber-Auswahl, Klassifikation, Klärung von im Arbeitsprozess auftretenden Konflikten, Kündigungs- und Entlassungsgründen.

- Es wird im Rahmen einer Begutachtung für öffentliche Institutionen eingesetzt, – für forensische, kriminologische, sozialpädagogische und sozialrechtliche Gutachten, auch zur Abklärung von speziellen Fragestellungen wie z.B. Glaubwürdigkeit, Reifegrad, Erziehungsfähigkeit[2].

- Es wird als erste Phase in jeder Beratungs- und Behandlungssituation verwendet, z.B. in der Klinik, in Berufs-, Ehe-, Erziehungsberatung.

Die Darstellung der Funktionen und des Anwendungsbereiches, den wir dem diagnostischen Gespräch in Anlehnung an die erwähnten Autoren einräumen, sollte der Abgrenzung des Begriffsfeldes dienen. Es liegt eine gewisse Ironie in dieser Abgrenzung, führt sie uns doch gerade die wenigstens fast unbegrenzten Anwendungsmöglichkeiten des diagnostischen Gesprächs vor Augen. Dennoch müssen wir an dieser Bedeutungsfülle festhalten, denn "diagnostisches Gespräch" ist ein Ueberbegriff, der – wie oben gezeigt – eine Vielzahl von Begriffen (wie "Exploration u.a.) subsumiert. So ist z.B. eine Exploration in der Klinik immer ein diagnostisches Gespräch, während jedoch ein diagnostisches Gespräch nicht immer eine Exploration in der Klinik ist. Halten wir abschliessend fest: in dieser Arbeit geht es stets um das Gespräch als ein Instrument der Persönlichkeits- und Eignungsdiagnostik.

---

1 Schraml W., 1964, a.a.O., S. 871
2 Rothschild B.: Vorlesung "Exploration II", Universität Zürich 1970/71 (persönliche Notizen)

2. Ziel der Arbeit, Aufbau und Abgrenzung

Der vorliegenden Arbeit liegen die Probleme zugrunde, auf die wir als Psychologen stossen, wenn wir im Gespräch sowohl dem Gesunden als auch dem psychisch Kranken begegnen und vor der Aufgabe stehen, unseren Gesprächspartner anhand dieser Begegnung auf eine bestimmte Fragestellung hin zu beurteilen bzw. für ihn eine Entscheidung zu treffen. Zu den psychisch Kranken zählen wir hier sowohl den Geisteskranken, d. h. den Menschen, der unter einer endogenen (Schizophrenie und manisch-depressives Kranksein) oder exogenen, d. h. körperlich begründbaren Psychose leidet, als auch den Neurotiker (obwohl sein Leiden heute vom Krankheitsbegriff im engen Sinne ausgeschlossen wird). Obschon sich einige dieser Probleme vorwiegend in einem speziellen Berufsbereich wie z. B. in der Klinik oder in der Personalselektion stellen, habe ich im Kontakt mit Psychologen verschiedener Berufsrichtungen, bei meiner Teilnahme an verschiedenen Uebungen und Untersuchungen unserer Seminargruppe[1] sowie im Laufe meiner selbständigen beruflichen Tätigkeit als Psychologin erfahren, dass sie all diesen Bereichen gemeinsam sind. Es handelt sich somit um grundsätzliche Probleme des diagnostischen Gesprächs, die in ihrer Ungelöstheit so ernst zu nehmen sind, dass sie das Gespräch als Diagnostikum in Frage stellen.

Ist das diagnostische Gespräch ein taugliches Mittel zur Erfassung und Beurteilung einer Persönlichkeit auf eine bestimmte Fragestellung hin? Ist das diagnostische Gespräch in dem Sinne tauglich, dass wir uns bei seiner Anwendung noch als verantwortungsbewusste Psychologen bezeichnen dürfen? In welcher Hinsicht ist es tauglich, in welcher nicht? – Diese Fragen möchte ich zusammenfassend formulieren als Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen des diagnostischen Gesprächs.

---

1 die sich innerhalb des 1970-72 von Prof. H. Biäsch geleiteten Seminars über Forschungsprobleme der angewandten Psychologie mit diagnostischer Gesprächsführung befasste

Während das Ziel des ersten Teils dieser Arbeit darin besteht, die Gründe aufzuzeigen, welche uns zu dieser Fragestellung veranlassen, die Auffassungen verschiedener Autoren kritisch gegeneinander abzuwägen und die Probleme zu betrachten, hat der zweite Teil das Ziel, Möglichkeiten einer Lösung zu zeigen. Dieses Ziel entspricht auch meinem Wunsch, nicht nur einen Ueberblick über die Problematik des diagnostischen Gesprächs zu geben, sondern gleichzeitig einen bescheidenen Beitrag zum Problem der Anwendung des Gesprächs zu leisten, der uns bei der Suche nach neuen Lösungsmöglichkeiten unterstützen soll. So wendet sich der zweite Teil der vorliegenden Arbeit vor allem der Problematik des diagnostischen Gesprächs aus der Sicht des erlebenden Interviewers zu und beruht teilweise auf meinen praktischen Erfahrungen mit Probanden, die unter körperlichem oder seelischem Leidensdruck den Arzt aufgesucht hatten und mir zur Abklärung einer Psychotherapie überwiesen wurden. Es ist die im ersten Teil behandelte Problematik, die im zweiten Teil aufgegriffen wird, die nun aber im Lichte des Erlebens der Gesprächspartner zum Ausdruck kommen soll. Da Begegnung etwas a priori Gegenseitiges ist und ihre Betrachtung daher immer beide Teilnehmer betrifft, auch wenn sie vom Erleben des Interviewers ausgeht, scheint mir ein Vorgehen aus dieser einen Perspektive erlaubt, trotz allfälligem Vorwurf der Einseitigkeit.

a) Erster Teil

Die Tauglichkeitsfrage ist vielschichtig, und ihre Behandlung weist in den Bereich der Problematik der Objektivität in der Psychologie und damit in die Bereiche sämtlicher Disziplinen. Wenn ich den Ueberblick über die Problematik des diagnostischen Gesprächs als Ziel der Arbeit angegeben habe, muss ich ihn daher sogleich wieder in Anführungszeichen setzen, bin ich mir doch der Unmöglichkeit bewusst, in diesem Rahmen mehr auszurichten als die Problematik der Objektivität in der Psychologie allenfalls da und dort zu streifen. Ich beschränke mich darauf, dem Ueberblick zum einen die Bedeutung eines Blicks auf ein

paar Faktoren zu geben, die mir im Zusammenhang mit der Tauglichkeitsfrage wesentlich scheinen. Es handelt sich dabei um Faktoren, welche mir die Diskussion des diagnostischen Gesprächs in der Fachliteratur zu prägen scheinen und welche sich mir während meinen eigenen Bemühungen, einen anderen Menschen im Gespräch kennenzulernen, als wesentlich aufdrängten. Meine Darstellung baut auf ausgewählten Beiträgen zum Thema "diagnostisches Gespräch" auf. Sie bilden sozusagen das Gerüst des ersten Teils dieser Arbeit: insofern als ich ihre Besprechung nach ihrer zeitlichen Erscheinung erfolgen lasse, skizziert der erste Teil die Entwicklung des diagnostischen Gesprächs im Laufe der vergangenen Jahrzehnte, sodass sich die Bedeutung des "Ueberblicks" zum anderen auch aus diesem Aspekt erschliesst.

Die Arbeitsgrundlage bilden also verschiedene Beiträge – es handelt sich dabei vor allem um die zwei Autoren Eysenck und Schraml[1] –, doch beruht der erste Teil der Arbeit insofern auch auf eigenen Erfahrungen, als diese ausschlaggebend waren für die Wahl und Diskussion des Materials.

Bei der Komplexität der Tauglichkeitsproblematik stellt sich die Forderung nach grösstmöglicher Uebersichtlichkeit. Ich hoffe, diesem Wunsch einerseits in der Einteilung in Kapitel entgegenzukommen und andererseits indem ich bei der Wahl der Kapitelüberschriften darauf geachtet habe, dass diesen zusammenfassende Funktion zukommt. Die Kapiteleinteilung erfolgt nach Unterscheidung verschiedener Aspekte des Tauglichkeitsproblems. Das Unvermeidliche bei der Betrachtung derselben Sache unter verschiedenen Aspekten, die Wiederholungen, sollen aber vielmehr als Ueberschneidungen aufgefasst werden; bei diesem Vorgehen entsteht eine fortlaufende Ueberschneidung der einzelnen Kapitel, in-

---

1 Eysenck H.J.: "Wege und Abwege der Psychologie", Hamburg 1956
Schraml W.: "Psychodynamische Aspekte der psychodiagnostischen Gesprächssituation" in Psychologische Rundschau, Bd. 13, S. 33-43

dem jedes Kapitel unter einem anderen Aspekt das präzisiert, was im vorangegangenen angedeutet wurde.

Zunächst geht es darum, das Gespräch als ein diagnostisches Verfahren neben anderen zu präsentieren und zu zeigen, dass die Frage nach der Tauglichkeit dieser Methode zugleich die Frage nach deren Funktion ist. Sie erscheint als eine Frage der Auffassung von "Persönlichkeit" und "Gespräch" und im folgenden zweiten Teil von "Begegnung" und schliess endlich von "Verantwortlichkeit".

b) Zweiter Teil

Wir kennen die Begriffe der Nähe und Distanz als Bestimmungen in der räumlichen und zeitlichen Dimension, während sie als Begriffe zur Beschreibung oder Bestimmung von Psychischem unklar und verschwommen anmuten. Zwar findet man z. B. im deutschen Sprachgebrauch häufig Wendungen wie "ich fühle mich, stehe oder bin dir nahe", doch haftet solchen Beschreibungen immer etwas Subjektives an, so dass es aus Gründen, welche im ersten Teil geschildert werden, nicht verwunderlich ist, dass die Begriffe der Nähe und Distanz in der Terminologie einer Psychologie nicht figurieren, deren Wissenschaftlichkeit sich als exaktes Objektivieren versteht. Als Angehörige einer Disziplin, welche das Verstehen von Seelischem zum Ziel hat, scheint es mir jedoch unumgänglich oder zumindest interessant, uns mit dem Erlebnis oder der Erfahrung dieser beiden Weisen der Beziehung zu befassen und den Versuch zu machen, deren Bedeutung für die psychologische Praxis bzw. Diagnostik herauszuarbeiten. Es sind diese Erfahrungen auf der Beziehungsebene, welche jeden, der sich mit diagnostischem Gespräch aktiv befasst, schon nach den ersten Interviews mit dem Hauptproblem dieser Methode konfrontieren, mit ihrer Schwäche, die zugleich ihre Stärke ist, – nämlich mit sich selbst als etwas der Situation und damit dem Diagnostikum Zugehörigem. Daher habe ich die Erfahrung anhand von Interviewbeispielen

als Anfang und Ausgangspunkt des zweiten Teils verwendet. Die zentrale Frage nach möglicher Beziehung zwischen Interviewer und Proband als mögliche Erfahrung seelischer Wirklichkeit wird in jedem Kapitel auf andere Weise gestellt und abgehandelt, nämlich je im Hinblick auf eines der aus dem ersten Teil hervorgegangenen Probleme: die Einstellung, die Rolle, die Uebertragung.

Erster Teil

DAS DIAGNOSTISCHE GESPRAECH

I ZUR STELLUNG DES GESPRAECHS IM FELDE DER PSYCHOLOGISCHEN DIAGNOSTIK

Angesichts der Häufigkeit der Anwendung und der Breite des Anwendungsbereiches des diagnostischen Gesprächs könnte man annehmen, dass dieses sich bewährt hat, sei es als Mittel zur Beurteilung der Gesamtpersönlichkeit, sei es zur Erfassung von einzelnen Persönlichkeitszügen, Eigenschaften und Fähgikeiten oder zur Erlangung von Informationen über die Lebensgeschichte oder spezielle Sachverhalte. Wenn wir uns jedoch mit der Kritik am diagnostischen Gespräch befassen und dessen Problematik betrachten, muss diese Annahme geradezu naiv erscheinen; – bedauerlicherweise, denn die Berechtigung der Annahme einer Korrelation zwischen der Anwendung einer Methode und ihrer Gültigkeit ist ja ein wesentliches Ziel unseres wissenschaftlichen Forschens. – So kann uns die erstaunliche Anwendungsbreite und Häufigkeit des diagnostischen Gesprächs zunächst nur zu einer sehr banal anmutenden Annahme veranlassen: dass allerorts ein grosses Bedürfnis nach einem möglichst zuverlässigen Mittel zur Erfassung und Beurteilung der Persönlichkeit besteht. Die Frage aber, ob diesem Bedürfnis mittels des Gesprächs bisher entsprochen werden konnte – oder jemals werden kann – und somit die Frage nach der Tauglichkeit des diagnostischen Gesprächs ist keineswegs endgültig entschieden. Sie hat sich durch mehrere Jahrzehnte als Streitfrage erhalten, so wie die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen anderer Verfahren der psychologischen Diagnostik, vor allem der psychologischen Tests. Dass sie aber bei weitem nicht in dem Masse im Mittelpunkt des Interesses stand wie letztere Frage, – dass die Problematik des diagnostischen Gesprächs neben derjenigen der metrischen und projektiven Tests lange Zeit sozusagen als quantité négligeable behandelt

wurde innerhalb des psychologischen Fachbereiches, muss uns nicht nur im Hinblick auf Umfang oder Tiefe der Problematik dieser Methode erstaunen, sondern zunächst wiederum aus dem einfachen Grund: Das diagnostische Gespräch gehört nebst anderen Verfahren (z. B. Heranziehung von Schriftproben) ebenso zum Bereich der psychologischen Diagnostik wie die psychologischen Tests. Die beiden Methoden werden häufig in ein und derselben Untersuchung nebeneinander angewendet. Es muss uns deshalb selbstverständlich scheinen, dass sich eine Wissenschaft der psychologischen Diagnostik und angewandten Psychologie nicht auf die Auseinandersetzung mit der Testproblematik beschränken kann. – Das "Schattendasein", welches das diagnostische Gespräch fristete gegenüber den Tests in der fachlichen Diskussion, spiegelt sich auch in der Begriffsvermengung "psychologische Diagnostik = Testpsychologie", auf welche Sader[1] hingewiesen hat: sie unterlaufe sowohl dem Laien als auch dem durchschnittlich Gebildeten. Wir müssen jedoch festhalten an der Tatsache, dass die Ausübung psychologischer Diagnostik nicht notwendig identisch ist mit der Verwendung von Tests.

Die Gründe für den Vorrang der Diskussion und des Interesses an der Testproblematik vor derjenigen des diagnostischen Gesprächs können sich nur aus historischer Sicht eröffnen, d. h. bei eingehender Beschäftigung mit dem "Zeitgeist", von dem das Geschehen in der psychologischen Wissenschaft und Forschung geprägt wurde. Sie dürften zugänglich sein, wenn wir uns in jene Werke vertiefen, welche sich mit der Geschichte – oder speziell mit der Problemgeschichte – der Psychologie befassen, wie sie von Pongratz, Hehlmann, Dorsch[2] und anderen vorliegen. Die Erforschung dieser Gründe wäre m. E. eine höchst interessante Aufgabe, weil sie uns vor verschiedene Auffassungen seelischen Seins stellt und uns mit uns selbst, d. h. allgemein den Menschen mit seinem

---

1 Sader M.: "Möglichkeiten und Grenzen psychologischer Testverfahren", Huber Bern u. Stuttgart 1961, S. 9

2 Pongratz L.: "Problemgeschichte der Psychologie", 1967
Hehlmann W.: "Geschichte der Psychologie", 1967
Dorsch F.: "Geschichte u. Probleme der angewandten Psychologie", 1963

Selbst- bzw. Menschenbild konfrontiert, doch würde diese Aufgabe allein einen Rahmen in Anspruch nehmen, der weit über denjenigen dieser Arbeit hinausgeht. Ein paar Punkte lassen sich, so scheint mir, hier dennoch herausarbeiten, wenn auch nur in groben Zügen. – Die Diskussion einer Methode setzt ja voraus, dass diese Methode existiert, sodass wir uns hier ganz einfach fragen, seit wann es psychologische Tests und diagnostisches Gespräch, ja sogar das, was man unter psychologischer Diagnostik versteht, überhaupt gibt. Ein Blick auf die Geschichte der Psychologie ist allerdings auch zur Beantwortung dieser Frage notwendig.

Die Bemühungen um eine Seelenkunde und Seelenlehre gehen bis auf Aristoteles zurück[1], und doch sprechen wir immer wieder von der Psychologie als einer jungen Wissenschaft, die erst in ihren Anfängen steht. Dabei haben wir eine Psychologie vor Augen, die aus den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts datiert, in denen von naturwissenschaftlicher, sozialwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Seite die meisten Themen anklangen, mit denen wir uns heute noch beschäftigen. Die Tatsache, dass man den Beginn dieser Psychologie auf die Gründung des Wundtschen Laboratoriums in Leipzig (1879) ansetzt bzw. dass man erst von der Psychologie als einer Wissenschaft spricht seit dem Versuch, Seelisches auf technisch-experimentellem Weg zu erfassen, zeigt die vorwiegend naturwissenschaftliche Geprägtheit dieser Seelenkunde.

Jene Form der Testpsychologie, wie wir sie heute kennen, entstand im Raum einer weitgehend technisch und rational organisierten industriellen Gesellschaft und geht – mindestens in ihrem Ansatz – auf eine Zeit des technisch-naturwissenschaftlichen Denkens zurück, auf eine Zeit also, die ihre Erkenntnis auf experimentelle Erfahrung und theoretisch-rationale Konstruktion stützte. Während die experimentelle Psychologie, die ihre Grundbegriffe (z. B. den Begriff der Empfindung) im Laboratorium und anhand von Experimenten entwickelte, vor allem die allgemeinen Gesetze des psychischen Geschehens ergründen wollte, war bereits

---

1 Aristoteles: "Perî psychés" (um 330 v. Chr.)

Francis Galton, der immer wieder als Vater des Intelligenztests bezeichnet wird, weit mehr an den individuellen Unterschieden interessiert. Mit ihm begann die Wissenschaft von der individuellen Psyche im Sinne einer engeren und gezielteren Bestimmung des Individuums. Als eine der wichtigsten Ursachen für die Weiterentwicklung dieser Forschung wird das zunehmende Interesse der Oeffentlichkeit an der Erkenntnis des Individuums betrachtet, wobei sich dieses Interesse nicht primär darauf richtete, die Eigenart des Individuums überhaupt zu bestimmen. Es ging vor allem darum, das Individuum "objektiv" zu bewerten und seine Entwicklung im sozialen Zusammenhang zu erkennen. Einerseits entwickelte sich die Intelligenzforschung und -Testung in breiter Form. Anderseits begann die Testmethode, sich auf andere Gebiete auszudehnen: Es erschien die sogenannte Psychotechnik[1] und mit ihr der Versuch, spezielle Begabungen, Berufseignung und Arbeitseignung überhaupt mittels dafür geschaffener Tests zu bestimmen. Zudem ist der ausserordentliche Fortschritt dieser Forschung durch den ersten Weltkrieg zu bedenken, – die Konstitution einer Wehrmachtspsychologie und deren Interesse an psychometrischen Tests zur Auswahl der Funker, des fliegenden Personals etc. Allerdings beschränkte sich die Wahrmachtspsychologie, wie u.a. Heiss[2] bemerkt, von Anfang an nicht auf psychometrische Methoden: Neben den eigentlichen Tests, die der Messung von technischen Leistungsfähigkeiten galten, wurden Verfahren zur Bestimmung der charakterlichen Eigenart entwickelt. Diese sollten gewisse Qualitäten des Probanden wie z.B. Führer-Eigenschaften erkennen lassen. So zeigten sich neben der Bestimmung einer als Einzel- oder Komplexqualität aufgefassten Funktions-Einheit der Persönlichkeit nach einer quantitativen Mess-Skala schon vor 1920, dem Stichdatum für die Leitidee einer Diagnostik der Persönlichkeit[3], Ansätze zu einer qualita-

---

1 Der Begriff ist zugunsten des Ausdrucks "angewandte Psychologie" aus der Fachsprache verschwunden; nach Dorsch u.a.

2 Heiss R.: "Psychologische Diagnostik: Einführung u. Ueberblick" in Handbuch der Psychologie Bd. VI, 1964, S. 7

3 Hinweis auf Ersch. des Werkes v. H. Rorschach ("Psychodiagnostik"), vgl. Rohracher H.: "Kleine Charakterkunde", S. 9/10 und Heiss R., a.a.O., S. 8

tiven Differenzierung, wie sie dann den projektiven Tests zugrundeliegt, die nicht mehr eine Funktions-Einheit sondern ein Funktions-Gefüge der Persönlichkeit erkennen wollen. Dennoch kann man sagen, dass die Erfassung des Individuums bzw. die Anwendung der Psychologie auf die Probleme des praktischen Lebens vor 1920 im Zeichen der Psychometrie stand und auf einem Denken beruhte, wie es sich zu Beginn der Neuzeit charakterisiert hat: "Messen, was messbar ist, und messbar machen, was noch nicht messbar ist"[1].

Es liegt nun auf der Hand, dass dem Gespräch als einem Verfahren, das sich nicht auf exakt kontrollierbare, methodisch gesicherte Massstäbe stützt, kein Platz eingeräumt ist in einem Denken, dessen Träger Zahl, Mass und Experiment sind, d.h. Reihenordnung, Quantifizierung und Konstatierung sich wiederholenden Geschehens. Umsomehr mag dies für die Anfangszeit der Testpsychologie gelten, als noch die Hoffnung bestand, mit ein paar wenigen Tests oder einem "Universaltest" die psychische Struktur des Individuums erfassen zu können.
Dies soll jedoch nicht heissen, dass das, was wir diagnostisches Gespräch nennen, vor 1920 praktisch überhaupt nicht existierte, sondern nur, dass es von den Vertretern einer auf naturwissenschaftlichen Prinzipien aufbauenden Psychologie abgelehnt wurde oder, anders ausgedrückt, als Hilfsmittel zur objektiven Bewertung des Individuums ausser Diskussion stand, nachdem bereits Binet (1901) zu einem negativen Resultat gelangt war, als er die Tauglichkeit des Gesprächs zur Einschätzung der Intelligenz von Schulkindern prüfte[2]. Wenn sich im folgenden noch zeigen wird, dass das Gespräch in der damaligen Untersuchungspraxis trotzdem seinen festen Platz hatte, so geht es hier vor allem darum, festzuhalten, dass dieser Platz des Gesprächs nicht als Folge von neuen Erkenntnissen von Seiten der Zentren der psychologischen Forschung zu betrachten ist. Im Gegenteil: die neuen Erkenntnisse fanden ihren praktischen Niederschlag in den psychometrischen Tests.

---

1 zit. nach Heiss R., a.a.O., S. 8
2 vgl. Hofstätter P.R.: "Psychologie", Frankfurt a.M. 1970[14], S. 104

Es wäre sicher falsch, die Bemühungen um Einblick in die individuelle Struktur von Menschen als Bedingung zur Abklärung der diagnostischen Frage mit dem Aufbau der Testpsychologie gleichzusetzen. Man würde wiederum denselben Fehler machen, auf den Sader (vgl. S. 12) hingewiesen hat. Zugang zum individuellen Psychischen suchten gleichzeitig – zwar je auf verschiedene Weise – auch die Charakter- und Ausdrucksforschung, Biographik u.a., wobei hier vor allem die Entstehung der Psychoanalyse[1] erwähnt werden soll. Aehnlich den charakterkundlichen Ansätzen entstand auch die Psychoanalyse abseits von den eigentlichen Zentren der psychologischen Forschung. Freud kam ja als Neurologe und Psychiater von der Medizin und sammelte die entscheidenden Erfahrungen für seine spätere Lehre in der Klinik und in der Begegnung mit Privatpatienten. Das mit Breuer gemeinsame Bemühen um Aetiologie und Heilungsmöglichkeiten von Hysterie-Fällen führte einerseits zu neuen Möglichkeiten der Behandlung und anderseits zu Einsichten in das psychische Geschehen überhaupt. Breuer und Freud verzichteten immer mehr auf hypnotische Behandlung und entwickelten eine neue Methode durch "Abreagieren" (Katharsis). Es ging darum, den Patienten zum Sichaussprechen zu führen. Zwar handelte es sich bei der Gewinnung von Einsichten des Arztes in den Krankheitsverlauf, der klinischen Anamnese oder dem psychiatrischen Gespräch und der Psychoanalyse um verschiedene Arten diagnostischer Gesprächsführung. Es wird aber damit deutlich, dass das Gespräch im Bereich der Medizin bzw. Psychiatrie als diagnostisches (und therapeutisches) Mittel eingesetzt wurde, dem einzigartige, zentrale Bedeutung zukam. So hat z.B. E. Bleuler seine gründlichen Kenntnisse der Geisteskrankheiten, die er 1916 in seinem

---

1 Hehlmann (S. 336) erwähnt bei der Aufzählung von Beiträgen zur diagnostischen Frage den in Anführungszeichen gesetzten Ausdruck "Psycho-Analyse" ohne nähere Angaben. Vermutlich ging es ihm dabei darum, von der Psychoanalyse im Sinne einer späteren Disziplin zu abstrahieren, sodass wir hier möglicherweise auch ihm folgen, wenn wir in Anlehnung an eine der vielen eigenen Definitionen Freuds von der Psychoanalyse als einem Untersuchungsverfahren sprechen und uns dabei vom therapeutischen Aspekt distanzieren. Dazu siehe Laplanche J./Pontalis J.-B: "Das Vokabular der Psychoanalyse", Bd. 2, Frankfurt a.M. 1973, S. 410 ff.

Lehrbuch der Psychiatrie veröffentlichte, unzähligen persönlichen Gesprächen mit dem einzelnen Geisteskranken zu verdanken bzw. der Aneignung der Grundsätze einer Psychotherapie und Diagnostik, die von gemeinsamem Erleben ausging[1].

Während also die metrischen Tests als Abkömmlinge der modernen wissenschaftlichen Psychologie zu betrachten sind, die durch die Wendung zum Experiment gekennzeichnet ist, scheint das diagnostische Gespräch in jenem Bereich beheimatet zu sein, in dem sich Menschen unter Leidensdruck begegnen, sich in Hilfe suchender Weise an den Mitmenschen wenden oder verwiesen werden in Erwartung einer persönlichen Beratung. Es ist dies der Bereich der Medizin und Psychiatrie. Man muss hier auch die psychologische Beratungspraxis in Erziehung und Beruf angeben, wobei allerdings zu bedenken ist, dass sich diese vor 1920 erst in Entwicklung befand und die Beratung in vielen Belangen ursprünglich durch den Arzt oder u.U. durch den Pfarrer als "Seelsorger" erfolgte, wobei für Erziehungs- und Berufsberatung auch oft der Lehrer als zuständig erachtet wurde.

Mit diesem Blick auf die Jahrzehnte vor 1920 dürften wir den Gründen für das "Schattendasein" des diagnostischen Gesprächs innerhalb des Interesses der psychologischen Forschung etwas näher gekommen sein. Zum einen versteht es sich aus dem Kampf dieser Disziplin um die Anerkennung ihrer Wissenschaftlichkeit. Zum andern handelt es sich um einen Grund, der die Stellung der psychologischen Diagnostik schlechthin betrifft.

Wir haben die Entwicklung der Testpsychologie innerhalb der wissenschaftlichen Psychologie mit Galtons Interesse an den individuellen Unterschieden in Zusammenhang gebracht im Sinne einer Weiterführung von dessen Forschung. Dabei haben wir diese differentielle Fragestel-

---

1 Bleuler E.: "Lehrbuch der Psychiatrie", vgl. Vorwort zur 12. Auflage 1972

lung von einer allgemeinen abgehoben, d. h. vom Interesse an den allgemeinen Gesetzen des psychischen Geschehens als der ursprünglichen Fragestellung der wissenschaftlichen Psychologie. Es wurden weitere Forschungszweige wie Charakter- und Ausdrucksforschung genannt, welche sich auf andere Weise der Ergründung der individuellen Eigenart widmeten im Sinne von Beiträgen zur Abklärung der diagnostischen Frage. Der Begriff der Psychodiagnostik oder psychologischen Diagnostik erschien bisher nur implizit im Namen all dieser Forschungen in Form der differentiellen Fragestellung. – Nun lag aber der Schwerpunkt der Forschung in der wissenschaftlichen Psychologie trotz des Aufgreifens der differentiellen Fragestellung von Anbeginn auf allgemeinen Fragen wie nach Erleben und Verhalten des Menschen schlechthin, und die Diagnostik wurde von der akademischen Psychologie weitgehend den Praktikern überlassen. So muss das "Schattendasein" des diagnostischen Gesprächs grundsätzlich auch im Zusammenhang mit der Situierung der Diagnostik ausserhalb der akademischen Psychologie gesehen werden, die sie nur in geringem Umfang, so quasi nebenbei, behandelte. Sader mag Recht haben, wenn er diese Tatsache nicht nur für die drei Jahrzehnte vor 1920 geltend macht, sondern sie 1961 überhaupt auf die "bisherige Entwicklung der Forschung in der wissenschaftlichen Psychologie" bezieht[1].
Ich habe mich diesbezüglich dennoch zu einer wenigstens groben Differenzierung entschlossen und bei 1920 eine Zäsur in die Betrachtung eingeführt, weil in diesem Jahr, abgesehen von Kretschmers "Körperbau und Charakter" und C. G. Jungs "Psychologische Typen", H. Rorschachs "Psychodiagnostik" erschien und sich mit dessen projektiven Methode nicht nur eine Wandlung in der Testpsychologie vollzog, sondern damit auch der Begriff "Diagnostik", der ursprünglich aus der Medizin stammt, in die wissenschaftliche Psychologie aufgenommen wurde. Mit der Einbürgerung des Ausdrucks "Diagnostik" in den Lehrbüchern der Folgezeit unter den wechselnden Namen "Psychodiagnostik", "psychologische Diagnostik" und "diagnostische Psychologie" wurde dann die Gesamtheit aller

---

1 Sader M., 1961, a.a.O., S. 9

Verfahren begriffen, welche der Erkundung der individuellen psychischen Struktur dienen[1].

Die Entstehung einer Diagnostik der Persönlichkeit als einem Bereich, welcher sämtlichen, d. h. auch nicht-metrischen und auf noch so verschiedenem Boden entstandenen Verfahren Raum bot, ist als ein Zeichen für die Erfahrung der Grenzen der metrischen Tests einerseits und der Vielfalt der Möglichkeiten der individuellen Psyche, sich in ihrer Eigenart zu manifestieren, andererseits zu betrachten. Zudem mag sich auch die zunehmende Ueberlagerung der Fragestellungen verschiedener Disziplinen oder umgekehrt ausgedrückt die wachsende Einsicht in die mehrfache Bezogenheit jeder psychologischen Erkenntnis und Fragestellung ausgewirkt haben auf die Wandlung oder Ausdehnung der psychologischen Diagnostik im Sinne eines Strebens nach einer möglichst ganzheitlichen Erfassung des Individuums. Verschiedene Autoren weisen in diesem Zusammenhang auf das Verdienst von K. Bühler hin, der in seinem Werk "Die Krise der Psychologie" (1926/27) die Enge der Thematik vor 1900 beklagt und die drei Aspekte angibt, unter denen er den Gegenstand der Psychologie sieht.

Die wissenschaftlichen Bemühungen in der psychologischen Diagnostik galten jedoch weiterhin in erster Linie der Testproblematik, sodass die Gesprächsmethode auch in der Folgezeit wenig Beachtung fand, obschon das diagnostische Gespräch praktisch Bestandteil jeder psychologischen Untersuchung war. Ein reges Interesse und der Beginn einer Flut von Beiträgen zur diagnostischen Gesprächsführung ist erst ab 1947, also nach dem Zweiten Weltkrieg zu verzeichnen. Zwar lassen sich für die Zwischenzeit vereinzelt auftretende Untersuchungen angeben, die sich auf die Zuverlässigkeit und die Aktivitäts-Verteilung zwischen Untersucher und Proband im Gespräch beziehen[2]. Mit dem weiter zunehmenden Bedürfnis nach

---

1 Heiss R., 1964, a.a.O., S. 9

2 wie Hollingworth H. L., 1922 und Uhrbrock R. S., 1933, zit. nach Hofstätter P. R., 1970, a.a.O., S. 104, sowie Bingham W., van Dyke & Moore B. V.: "How to interview", New York und London 1941 und Preu H.: "Strategie des Interviewers", 1943

schnellen, auch in Gruppen durchführbaren, leicht zu handhabenden, möglichst zuverlässigen und gültigen Auslese- und Eignungs-Verfahren im Militär und praktischen Berufsleben herrschte aber das Interesse an der Entwicklung von Tests deutlich vor und an einer Testtheorie, die zunehmend von mathematischen Hilfsmitteln Gebrauch machte.
Nachdem sich der Rorschach-Test international durchgesetzt hatte und weitere Verfahren projektiver Art entstanden waren, bildeten sich gegensätzliche Fronten zwischen Vertretern des strengen psychometrischen Prinzips und den Verfechtern der Idee einer projektiven Diagnostik. Erstere lehnten die projektiven Tests im Vollgefühl ihres naturwissenschaftlichen Bewusstseins als unexakt ab. Letztere wiederum behaupteten, dass die psychometrischen Verfahren unfähig seien, in die eigentliche Persönlichkeit einzudringen und dass sogar die Exaktheit ihrer Messung nur vorgetäuscht sei. Später ist man übereingekommen, dass man nicht schlechthin die eine Gruppe der Tests der anderen vorziehen oder gar die eine als richtig und die andere als falsch bezeichnen kann. Als weit wichtiger wurde dann die Feststellung erachtet, dass sich im psychometrischen und projektiven Verfahren einander grundsätzlich verschiedene Erkenntnisziele und Erkenntnislinien gegenüberstehen. Es ist bereits an dieser Stelle vorauszusehen, dass auch die Streitfrage über die Tauglichkeit des diagnostischen Gesprächs neben derjenigen anderer Methoden mit einer Feststellung dieser Art entschärft wird.

Was nun die Stellung des diagnostischen Gesprächs zur Zeit der Frontenbildung innerhalb der Testpsychologie anbetrifft, so war mit dem Vorwurf der Unexaktheit an die projektiven Verfahren einmal mehr auch das Gespräch getroffen, das ja in diesen Verfahren einbezogen ist. So musste sich offenbar eine Auseinandersetzung mit der Gesprächsmethode erst recht erübrigen. Wenn die Diskussion nach dem Zweiten Weltkrieg schliesslich aufgenommen wurde, können wir uns also nicht nur fragen: warum erst dann?, sondern gleichzeitig: warum dann doch? Ein Erstaunen letzterer Art drückt z. B. Moser 1964 aus, indem er schreibt "Es (das Gespräch als diagnostisches Mittel) steht in starker Konkurrenz

mit den Testmethoden, hat aber erstaunlicherweise gerade in letzter Zeit wieder an Bedeutung und Vertiefung gewonnen"[1], - allerdings ohne den Grund dieses Staunens sichtbar zu machen. Wir finden weder auf die eine noch andere Frage eine explizite Antwort und sehen uns zu reinen Mutmassungen gezwungen, die sich aber trotzdem lohnen dürften.

Wie weit die oft erklärend herangezogenen Erschütterungen durch den Zweiten Weltkrieg Anlass gegeben haben, Selbstverständliches neu zu hinterfragen, bleibe dahingestellt. Wichtiger scheinen uns hier die neuen Erkenntnisse verschiedener Forschungsgebiete, welche sich in die psychologische Wissenschaft eingliederten. Denkt man an die Konstitution der Tiefenpsychologie, die aus der Praxis ärztlich-therapeutischen Handelns entstanden war, die Entwicklung der Verhaltensforschung und die Entdeckungen auf dem Gebiet der Hirnphysiologie, welche zu neuen Auffassungen des Aufbaus der Person führten in ihrer buchstäblichen Vielschichtigkeit im vertikalen Sinn und ihrer Umweltsverflochtenheit im horizontalen Sinn, die mannigfaltigen Beiträge verschiedener Wissenschaften zur Frage, was der Mensch sei, - so scheint es naheliegend, dass die psychologische Diagnostik erneut ihrer Problematik innewerden und ihre Möglichkeiten und Grenzen prüfen musste. Die Diskussion oder der Streit um eine Methode, die zwar wie die projektiven Tests von den Vertretern streng wissenschaftlicher Prinzipien abgelehnt wurde, die aber nichtsdestoweniger in der Praxis ihren festen Bestand hatte, drängte sich auf. Die Disposition für diese Auseinandersetzung dürfte in ihren Grundzügen Aehnlichkeit aufweisen mit derjenigen, welche Heiss für die Wandlung in der Testpsychologie um 1920 angibt[2]:

Ein Hauptgrund für diese Wandlung bzw. für die Entwicklung einer projektiven Diagnostik bestand darin, dass der psychometrische Test nicht jene grossen Erwartungen erfüllte, die man in ihn gesetzt hatte und nur

---

1 Moser U.: "Gesprächsführung und Interviewtechnik" in Psychologische Rundschau Bd. 15, 1964, S. 263

2 Heiss R., 1964, a.a.O., S. 9-10

begrenztere Einblicke in die Persönlichkeit gewährte als man ursprünglich angenommen hatte. Heiss weist darauf hin, dass selbst die Hoffnung, die entsprechenden Fähigkeiten bei Eignungsprüfung oder Begabtenauslese durch metrische Tests zu erfassen, nur sehr begrenzt erfüllt wurde, da dem untersuchenden Psychologen bei der riesigen Vielfalt der Testproduktion eine Fülle von Instrumenten zur Verfügung stand, aber kein Verfahren zur Koordination der gewonnenen Ergebnisse. – Dieses Problem, vor dem wir oft auch heute noch stehen, muss ein offenes Geheimnis in der deutschen Wehrmachtspsychologie gewesen sein. Wollte der Psychologe dennoch zu einem Gesamturteil über den Probanden kommen, verliess er sich meist auf das Gesprächsverfahren und entschied aufgrund seines Eindrucks oder berief sich einfach auf seine Erfahrung. Diese Art der Problemlösung musste, wie gesagt, von den Vertretern der Grundidee einer wissenschaftlich exakten Untersuchung abgelehnt werden.

Dass das Gesprächsverfahren in den psychologischen Untersuchungen dennoch angewendet wurde, darf jedoch nicht nur als eine Art Verzweiflungsakt aufgefasst werden, den es tunlichst zu verbergen galt. Die persönliche Begegnung mit dem Probanden im Sinne einer prüfenden Aussprache vor Abschluss einer Untersuchung entsprach anderseits den durchaus redlichen Bemühungen um eine ganzheitlichere Erfassung und Beurteilung des Probanden. Diese Bemühungen konnten sich auf die Grundsätze jener Richtungen in der Psychologie stützen, die mit ihrer Ablehnung einer Zerlegung des Individuums bereits früher die Art der Testkonstruktion beeinflusst hatten und nun erneut auf die Testpsychologie einwirkten:

Einen weiteren Grund zur Durchsetzung der Idee einer projektiven Diagnostik sieht Heiss darin, dass Rorschach mit seinem Verfahren eine Möglichkeit bot, die kritische Lage der Testpsychologie zu überwinden, in der sich diese befand gegenüber der Gestalt- und Ganzheitspsychologie[1]

---

1 Die beiden sonst stark voneinander abweichenden Richtungen lassen sich hier zusammen erwähnen, da dieses Postulat das "einigende Band" zwischen ihnen darstellt. Vgl. Hofstätter P. R., 1970, a. a. O., S. 143

mit ihrem Postulat der Uebersummativität des Ganzen bezüglich seiner Teile. Obschon vor allem die Intelligenztests auf dem Weg einer summativen Zusammenfassung von Teilfunktionen der Persönlichkeit zur Erfassung eines grösseren Funktionsbereiches bzw. einer Art Gesamtfunktion fortgeschritten waren, mussten sich diese Verfahren insofern auch der Kritik der Gestaltpsychologie aussetzen, als sie auf diesem Wege nicht die andersartige Qualität des Funktionsgesamts erfassten.

Fassen wir die Gründe, die wir mit dem Bestand des Gesprächs verknüpfen, für die damalige Wandlung nochmals kurz zusammen: Es handelt sich erstens um die Erfahrung der Grenzen der zur Verfügung stehenden Mittel; sie erlaubten ja nur einen beschränkten Einblick in die Persönlichkeit des Probanden. Zweitens machten sich gleichzeitig Strömungen oder Richtungen von eigener weltanschaulicher Prägung wirksam, welche sich mit der These vom Primat der Gestalt und der Ganzheit gegen die Aufspaltung des Lebendigen in Teile wandten, aus denen sich das Ganze weder zusammensetzen noch erklären lasse.

Wir haben nun in der Entwicklung der psychologischen Diagnostik zwei Zäsuren im Abstand von drei Jahrzehnten eingeführt und deren Gründe in mehr mutmassender als postulierender Weise auf eine gemeinsame Ebene gestellt. Es handelt sich bei dieser Ebene um diagnostische Bestrebungen in der Psychologie, welche Kontinuität aufweisen und unseren "Zäsuren" einen Bedeutungsgehalt geben, der über den eines blossen zeitlichen Einschnittes oder Innehaltens hinausgeht:
Wie u.a. Heiss[1] bemerkt, steht die psychologische Diagnostik – im Gegensatz zur medizinischen – erst am Anfang einer Entwicklung, die offenbar von verschiedenen Zielsetzungen geführt wird und demgemäss verschiedene Wege geht. Wir besitzen ja bis heute kein in sich geschlossenes, präzises und in seinen Fundamenten gesichertes System einer Wissenschaft von der Erkundung der individuellen Psyche. Die Kontinui-

---

1 Heiss R., 1964, a.a.O., S. 15

tät besteht in der bisher gleichzeitigen Begehung oder Verfolgung dieser verschiedenen Wege, die aber durch das unterschiedliche Interesse der wissenschaftlichen Psychologie unterschiedlich beleuchtet wurden. Die "Zäsuren" entsprechen jenen Momenten, in welchen der "Lichtkegel" dieses Interesses sich ausweitete und andere Wege aus dem Schatten ins Licht treten liess, die aber von Anfang an nebeneinander existiert hatten.

Blicken wir nochmals kurz auf die Stellung des Gesprächs in der psychologischen Diagnostik bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zurück, so können wir zwar von einem "Schattendasein" von dessen Problematik innerhalb der akademischen Diskussion sprechen. Wir müssen aber differenzieren, wenn von der Existenz des diagnostischen Gesprächs neben anderen Verfahren in der psychologischen Praxis als dem eigentlichen Boden der psychologischen Diagnostik die Rede ist. Obwohl dem diagnostischen Gespräch seit den Untersuchungen von Binet kurzerhand jegliche diagnostische Valenz abgesprochen wurde, hat es sich in der Praxis mit einer Hartnäckigkeit erhalten, die an das sprichwörtliche Unkraut erinnert, das nicht verdirbt. Tatsächlich haben wir mehr Grund, von einem "Unkrautdasein des Gesprächs im psychodiagnostischen Garten" zu sprechen:
Einerseits muss Unkraut bekämpft werden, wenn es Wachstum und Ernte der Nutzpflanzen beeinträchtigt. Anderseits gibt es bekanntlich sehr nützliche Unkräuter, deren Entfernung die Fruchtbarkeit des Bodens und somit indirekt wiederum das Gedeihen der Nutzpflanzen vermindert, sodass man sich schon gezwungen sah, das betreffende Unkraut wieder anzubauen, um die kärglich gewordene Ernte wieder zu fördern.

Die im folgenden dargestellte Streitfrage um die Tauglichkeit des diagnostischen Gesprächs, welche im Grunde der Frage nach dessen eigentlicher Funktion entspricht, lässt sich somit vergleichen mit der Frage, ob es sich bei diesem Unkraut nicht möglicherweise um ein "Nutz-Kraut" handeln könnte.

II DIE STREITFRAGE UM DIE TAUGLICHKEIT DES DIAGNOSTISCHEN GESPRAECHS ALS FRAGE NACH DESSEN FUNKTION

1. Zwei Fronten, – zwei Auffassungen von "Persönlichkeit"

In der Fülle von Beiträgen zum Thema des Gesprächs als psychodiagnostische Methode, die seit den 50-er Jahren vorliegen, findet man eine beachtliche Diskrepanz in der Beurteilung des Gesprächs hinsichtlich seines Erkenntnisgehalts und seiner methodischen Sicherheit. Die Tauglichkeit des Gesprächs, das die Abklärung der Indikation zur Therapie oder die Gewinnung des Krankheitsbildes zum Ziel hat – d.h. dessen, was wir unter dem psychiatrischen Interview und der Exploration verstehen – blieb zwar nicht unangetastet neben derjenigen des Gesprächs als eines Instruments der Eignungsdiagnostik, doch wurde sie weniger radikal in Frage gestellt als letztere. Dies rührt daher, dass man – wie wir im letzten Kapitel bemerkt haben – im klinischen Bereich auf die persönliche Begegnung mit dem Patienten angewiesen ist, während die Abklärung der beruflichen Eignungsfrage auf unpersönlichem, d.h. schriftlichem Weg, durchaus denkbar ist, z.B. mittels Leistungstests und Persönlichkeitsfragebögen, und vielerorts für die Kandidaten-Auswahl üblich ist.

Die Tauglichkeit des Gesprächs im klinischen Bereich wurde insofern nicht radikal in Frage gestellt, als man dort die Notwendigkeit des Gesprächs nie bezweifelte, sondern "nur" die in ihm zum Ausdruck kommende Betrachtung der Person anfocht. Der Uebergang von der in der früheren Psychiatrie üblichen blossen Inventarisierung von Verhaltensweisen des Patienten bzw. von der Erhebung der krankhaften psychischen Phänomene aufgrund von Symptomkatalogen zu einer dynamischen und multimethodischen Betrachtungsweise des Exploranden im Gespräch ist nicht als Folge eines Gelehrtenstreits aufzufassen. Es handelt sich viel-

mehr um einen Konsens: Die Berücksichtigung auch sozialer, gruppendynamischer Faktoren wurde immer mehr als notwendig erkannt[1].
Es lässt sich deshalb hinzufügen: Die Streitfrage um die Tauglichkeit des Gesprächs setzt dort ein, wo nicht die Frage "gesund oder krank?", sondern die Einordnung des Individuums im praktischen Berufsleben im Vordergrund steht, und das heisst auch: wo es um die Beurteilung der als gesund angenommenen Persönlichkeit geht. Ob wir nun aber nach den Fähigkeiten oder Leistungsmöglichkeiten der gesunden oder kranken Persönlichkeit fragen, scheint uns weniger wichtig als dass wir immer nach dem Wie der Persönlichkeit fragen. Eignungsdiagnostik ist immer auch Persönlichkeitsdiagnostik, und so ist der Frage nach der Tauglichkeit des Gesprächs als eines Instruments der Persönlichkeits- und Eignungsdiagnostik die Frage nach der Auffassung von "Persönlichkeit" immanent.

Es lassen sich zunächst zwei extreme Fronten unterscheiden, in denen sich Vertreter verschiedener Persönlichkeits-Auffassungen gegenüberstehen. Es sind Vertreter der beiden methodischen Richtungen, welche die Dialektik der Psychologiegeschichte bestimmten. Sie kamen bereits im letzten Kapitel zur Sprache:
Einerseits das Streben nach möglichst exakter Erfassung der Person, welches zu isolierender Untersuchung einzelner Sachverhalte und zur induktiv-reduktiven Gewinnung psychologischer Gesetzlichkeiten führte sowie zur Verwendung von Zeichen und Begriffen wie Variable, Vektoren, Faktoren, Parameter, Matrizen, – die aus der Physik und Mathematik stammen. – Anderseits das Streben nach möglichst ganzheitlicher Erfassung der Person, welches zu Beschreibungen und Verfahren führte, die sich um zwei Schwerpunkte gruppieren: die biographisch-genetische Analyse, die vom persönlichen Lebenslauf ausgeht, und die Strukturanalyse, die ihr Material aus den vielfältigen Lebensbeziehungen der Person nimmt und versucht, ein möglichst vielseitiges Bild der Person zu gewinnen.

---

1 vgl. vor allem Sullivan H. S.: "The psychiatric interview", Psychiatry 14 u. 15, S. 361 bzw. 127, 1951/52

Auf der Seite der Gegner des Gesprächsverfahrens steht eine Reihe von experimentell-statistisch orientierten, v.a. anglo-amerikanischen Forschern, welche die Person als Wechselbeziehungen beliebig vieler Variablen, als mathematische Modelle mit bestimmten Parametern oder ähnlich beschreiben wollen, mit dem Ziel, exakte Grundlagen für eine höhere Voraussagewahrscheinlichkeit zu gewinnen. Es handelt sich um Faktorenanalytiker, die in den meisten Fällen auf inhaltliche oder konkrete Beschreibung der Faktoren verzichten, welche allein durch rechnerische Ausgrenzung gewonnen wurden. Sie erwarten, auf diesem Weg neben den Funktionseinheiten auch die dynamischen Zusammenhänge des Verhaltens und schliesslich die Struktur der Persönlichkeit erfassen zu können. Denn die Persönlichkeit sei "ein Aggregat von messbaren Reiz-Reaktions-Verbindungen und von konstitutionellen Kräften", "die nach komplexen Gesetzen der Fähigkeiten, Temperaments- und Antriebseigenschaften miteinander in Wechselwirkung stehen"[1]. Die Vertreter dieser Auffassung weisen auf den hohen Grad von Subjektivität bei der Beurteilung eines Menschen aufgrund des Gesprächs hin. Ihnen voran geht der Londoner Psychologe Eysenck, der zum Ergebnis gelangt, "dass das Interview fast vollkommen wertlos ist und für die Verbesserung der Vorhersagegenauigkeit nur vergeudete Zeit darstellt"[2].

Auf der Seite der Befürworter des diagnostischen Gesprächs befinden sich Vertreter einer philosophisch orientierten Persönlichkeitslehre, die – im Zuge der Wendung von der Beschreibung des Charakters zur Gesamtdarstellung der Person – bestrebt sind, die Ausrichtung der Psychologie auf ein "Gesamtbild des Menschen"[3] zu gewinnen und das "Ganze des Lebenszusammenhanges" sichtbar werden zu lassen. Zu

---

1 Cattell R.B.: "Personality", 1950 und "Personality and motivation structure", 1957; zit. nach Hehlmann, 1967, S. 382

2 Eysenck H.J.: "Wege und Abwege der Psychologie", Hamburg 1956, S. 57

3 vgl. Lersch Ph.: "Aufbau der Person", 1970[11], S. 640 und Heinemann F.: "Was ist lebendig ...", Zeitschrift für philosophische Forschung Bd. V, 1950, S. 23 f.

ihnen gehören Wellek, der das Gespräch als "Rückgrat jeder Persönlichkeitsdiagnose"[1] bezeichnet, und Arnold, der darin "die Krönung aller Untersuchungsverfahren"[1] sieht. Vor ihnen hatte bereits Mierke das diagnostische Gespräch als "Hauptstation jeder psychologischen Prüfung"[1] gelobt. Sie alle sehen im Gespräch die eigentlich menschliche Weise zur Erkenntnis und zum Verständnis des anderen Menschen.

In der Folgezeit, d.h. seit der Formulierung dieser extremen Stellungnahmen bis heute, scheint nun die enthusiastisch anmutende Haltung im Lager der Befürworter einer gewissen Vorsicht Platz gemacht zu haben, sodass die Einordnung mancher Autoren unter dem Stichwort "Befürworter" fraglich geworden ist. Zwar müssen wir auch jene Stimmen zu den Befürwortern zählen, die den Begegnungscharakter des Gesprächs betonen, – die einzigartige Möglichkeit, etwas über das Einmalige der Persönlichkeit des Untersuchten zu erfahren, ja zu erleben, in der tätigen Auseinandersetzung zwischen Untersucher und Untersuchtem. Die Bemerkung Schramls, der vom Begriff der Begegnung auf das theoretische Bezugssystem schliesst, in welchem die Hochschätzung des Gesprächs gegründet sei, scheint uns zutreffend: "Es ist die Konzeption der Anthropologie – je nach Herkunft des Autors einer philosophischen, psychologischen oder medizinischen Anthropologie, und Persönlichkeiten wie L. Binswanger, M. Buber, K. Jaspers und H. Trüb sind repräsentativ hierfür"[2]. Die Zuordnung solcher Stimmen zu den Befürwortern erscheint aber irrelevant neben der Tatsache, dass sich diese Befürworter vielmehr als Fragende oder Suchende zeigen, zu denen wir uns selbst zählen wollen.

---

1 Wellek A.: "Das Experiment in der Psychologie", Studium Generale I/1, 1954 und Arnold W./Pauli R.: Psycholog. Praktikum, 1957[6], Mierke K.: "Psycholog. Diagnostik" in Lehrbuch der Psychologie, Bd. 3, 1944; zit. nach Schraml W., 1962, a.a.O., S. 33

2 Schraml W., 1962, a.a.O., S. 33

2. Eysenck: Zwei Ansätze der Kritik

Hofstätter[1] und Moser[2] stimmen in der Meinung überein, dass es sich lohne, der Kritik von Eysenck Beachtung zu schenken, nach dessen Ansicht sich das Gespräch als die am häufigsten verwendete diagnostische Methode deshalb so grosser Beliebtheit erfreue, weil der Exploratator nahezu immer das beruhigende Gefühl davontrage, seine Gegenüber richtig erkannt zu haben. Während Ausdrucksanalysen, Fragebogen und Tests sehr oft in sich widerspruchsvolle Resultate liefern, entstehe in der Aussprache meist ein ziemlich abgerundetes Bild von zwingender innerer Evidenz. Zur Feststellung einer erhöhten Urteilsgewissheit des Interviewers gelangten auch Bolton und Hickey bei ihren Untersuchungen des diagnostisch-prognostischen Wertes des Selektions-Interviews gegenüber Auslese-Entscheidungen, welche einzig auf schriftlichen Bewerber-Unterlagen beruhten[3]. Eysenck zitiert die alten Untersuchungen von Binet und Hollingworth (vgl. o. S. 15 u. 20) sowie von W. D. Scott (1949), welche bei Ausleseverfahren für das Gespräch eine geringere diagnostische Valenz ergaben als für Testverfahren. Die persönliche Gewissheit korrelierte dabei nicht mit der Richtigkeit des Urteils. Wie schon erwähnt, sprach Eysenck infolgedessen dem Gesprächsverfahren jegliche Wissenschaftlichkeit ab: "Ueber die mangelnde Zuverlässigkeit und Gültigkeit des Interviews ist man sich praktisch einig"[4].

Wir müssen diese Aussagen zustimmend zur Kenntnis nehmen, nachdem wir in unserer Seminargruppe die Erfahrung gemacht haben, dass die Meinungen über einen Exploranden nach einem mit Video-Recorder registrierten Gespräch oft keineswegs übereinstimmten. Anderseits gibt diese Feststellung Anlass, die Aufgabe und Möglichkeiten des diagnostischen Gesprächs neu zu überdenken und uns zu fragen, ob und inwiefern dieses

---

1 Hofstätter, 1970, a.a.O., S. 103
2 Moser U., 1964, a.a.O., S. 263
3 Bolton D. L. and Hickey M. E.: "Effect of Interviews on Teacher Selection Decisions", in Journal of Appl. Psychology, Vol. 3, 1969, S. 501-505
4 Eysenck H. J., 1956, a.a.O., S. 56

Verfahren trotzdem wertvolle Dienste leisten kann. Neben anderen Autoren hat sich z.B. Imoberdorf in positiver Weise zur ergänzenden Funktion des diagnostischen Gesprächs innerhalb einer durch einzelne Testverfahren eingeleiteten Untersuchung geäussert:

"... auch bei der Auswertung und Interpretation der einzelnen Tests kann die Exploration wertvolle Dienste leisten. Einerseits bietet sie nämlich die Möglichkeit, die Einstellung des Probanden zur ganzen Untersuchung abzuklären, anderseits kann mit ihrer Hilfe versucht werden, noch ungelöste Probleme oder vorläufige Widersprüche zu lösen."[1]

Diese Möglichkeit hat jedoch Eysenck bereits in seine Kritik miteinbezogen:

"Da das Interview allein ganz offensichtlich die berufliche Eignung nicht feststellen kann, hat man wenigstens versucht, seine Bedeutung auf andere Weise zu retten. So sagt man heutzutage oft, das Interview solle die Eignungstests ja nicht ersetzen, sondern nur ergänzen und zu einer sorgfältigen Synthese der Einzelergebnisse beitragen, um Aussagen über die allgemeine Begabung, die Leistungsfähigkeit und den möglichen Arbeitserfolg machen zu können ... Doch gibt es hier inzwischen ebenfalls ein nicht unbeträchtliches Beweismaterial, aus dem hervorgeht, dass das Interview auch dabei versagt."[2]

Eysenck führt dabei u.a. eine Untersuchung an, welche einen direkten Vergleich zwischen der statistischen Methode und der Gesprächsmethode ermöglicht:

"Zwei grossen Gruppen von Prüflingen waren dieselben Tests gegeben worden. Bei der einen Hälfte wurde die Auslese nach dem statistisch gewogenen Durchschnitt der Testergebnisse vorgenommen, bei der anderen Hälfte dagegen durch Interviewer, denen alle Testergebnisse zugänglich waren und denen es freistand, noch weitere Erkundigungen einzuziehen und den Testergebnissen die Bedeutung zuzumessen, die sie für angebracht hielten. Entgegen den Erwartungen erzielte man bei der zusätzlichen Berücksichtigung aller im Interview gewonnenen Informationen keine so guten Vorhersagen wie bei alleiniger Berücksichtigung der Testergebnisse. Die Vorhersagen, die sich nur auf Testergebnisse stützten, waren den Vorhersagen, die Test- und Interviewergebnisse berücksichtigten, um mehr als 30% überlegen. Auf Grund zahlreicher Untersuchungen dieser Art an insgesamt 40'000 Personen kam man zu dem

---

1 Imoberdorf U.: "Die diagnostische Situation", 1971, S. 20
2 Eysenck H.J., 1956, S. 56 f.

Ergebnis, dass die Verbesserung der Vorhersagegenauigkeit ... nur verhältnismässig gering ist, ja sogar negativ sein kann, wenn neben den Testergebnissen auch noch die Beurteilungen der Interessen, Erfahrungen und der Persönlichkeit durch einen Interviewer vorliegen."[1]

Während man den Ergebnissen von Hollingworth und Scott noch entgegnen konnte, dass sie sich nur auf die Untersuchung einer spezifischen Kategorie von Beurteilungssituationen stützen, d.h. dass sie nur bei Auslese-verfahren gültig sein mögen, in denen es um Beurteilung von Fähigkeiten geht, die erfahrungsgemäss schwer oder gar nicht durch Exploration zu erfassen sind, fällt es schwer, gegen diese Kritik Einwände zu machen. Ihr kommt denn auch u.E. grosse Bedeutung zu hinsichtlich der Frage nach der Funktion des diagnostischen Gesprächs, indem sie einen wesentlichen Beitrag zur Abgrenzung des Funktionsbereiches der bisher rivalisierenden Methoden Tests/Gespräch leistet und zu folgender Ueberlegung Anlass gibt:
Wenn sich nun nach den von Eysenck zitierten Untersuchungen erwiesen hat, dass die Testverfahren zur Erfassung von gewissen Fähigkeiten und Fertigkeiten dienen, welche durch das Gespräch nicht zuverlässig ermittelt werden können, dann müsste man umgekehrt prüfen, ob das diagnostische Gespräch zur Erfassung eines gewissen Aspektes der Persönlichkeit dient, welcher ausserhalb der Möglichkeiten der Testverfahren liegt.

Eysenck hat aber auch diese Ueberlegung bereits in Betracht gezogen, indem er eine Untersuchung erwähnt, die von einer Gruppe amerikanischer Psychologen gemacht wurde, welche die Ansicht der Unersetzbarkeit des Interviews durch statistische Verfahren vertraten. Bei dieser Untersuchung ging es um die Auslese von Offizieren, die nach Kriegsende in der Armee verbleiben sollten:

"Sie (die Psychologen) waren nämlich der Auffassung, das Interview müsse, wenn man es schon in das Verfahren einbezieht, einen 'eigenen' Beitrag leisten, d.h. sich nur mit solchen Fragen beschäftigen, die sich auch durch andere Verfahren nicht besser angehen lassen. Also

---

1 Eysenck H.J., 1956, a.a.O., S. 58

einigten sie sich von vornherein darauf, dass der Interviewer sich weder um die Intelligenz und Erziehung, verschiedene Persönlichkeits-Eigenschaften und Erfahrungen, noch um das Zusammenwirken dieser Faktoren kümmern sollte, da statistische Verfahren das besser besorgen können. Uebrig blieb, nachdem sie so das Interview von allen Aufgaben, die anderweitig besser zu lösen waren, entblösst hatten, lediglich der 'soziale Kontakt', d.h. die Fähigkeit, mit Leuten umzugehen. Wenn dem Interviewer eine fest umrissene Aufgabe gestellt wird und er keine Zeit und Kraft mehr an bedeutungslose Fragen und Bewertungen wenden muss, dann sollte sich, so nahmen sie an, der soziale Kontakt besser beurteilen lassen. Diese Vermutung schien sich zu bestätigen, denn aus den Ergebnissen gingen eine sehr grosse Zuverlässigkeit und erstaunlich hohe Gültigkeit hervor."[1]

Eysencks Kommentar zu den Ergebnissen dieser Untersuchung scheinen uns besonders aufschlussreich und beachtenswert, da aus ihnen hervorgeht, dass wir bezüglich seiner Kritik am diagnostischen Gespräch zwei verschiedene Ansätze unterscheiden müssen:

"So interessant und wichtig diese Ergebnisse auch für die allgemeine Anerkennung des Interviews als Ausleseinstrument sein mögen, für die Industrie haben sie kaum eine Bedeutung, da zwischenmenschliche Beziehungen hier meist nur eine untergeordnete Rolle spielen. Zwar mag es sich für die Auslese von Vorarbeitern und anderem Aufsichtspersonal günstig erweisen, auch Verfahren zu verwenden, die eine Beurteilung der 'sozialen Kontaktfähigkeit' ermöglichen; bei den meisten Tätigkeiten aber ist die Befähigung für die eigentliche Arbeit viel bedeutsamer und das Interview zur Feststellung dieser Fähigkeiten eben nicht zu gebrauchen und zu empfehlen."[1]

Obwohl Eysencks Kritik am diagnostischen Gespräch bis zu einem gewissen Grade tatsächlich als "vernichtendes Urteil"[2] aufgefasst werden muss, finden wir darin einen Ansatz, dessen Berücksichtigung diese Kritik auch unter einem positiven Aspekt erscheinen lässt. Vernichtend ist sein Urteil insofern, als er dem Gespräch als einem Instrument der Eignungsdiagnostik in seiner alleinigen Anwendung jegliche diagnostische Valenz abspricht und es in seiner ergänzenden Anwendung neben dem Testverfahren als überflüssig ("vergeudete Zeit") erklärt, weil es keine Vorteile, sondern manchmal sogar Nachteile bringt. Anderseits darf nicht über-

1 Eysenck H.J., 1956, a.a.O., S. 58-59
2 Moser U., 1964, a.a.O., S. 263

sehen werden, dass er das Gespräch als Mittel zur Beurteilung der "sozialen Kontaktfähigkeit" doch offensichtlich in Betracht zieht. Dieser positive Ansatz wird leicht übersehen, weil sich Eysenck von der Bedeutung des Gesprächs mit solcher Funktion wieder zu distanzieren scheint, wenn er seinen Blick fast ausschliesslich auf denjenigen Arbeitsbereich in der Industrie richtet, in welchem genau umrissene sog. Routine-Arbeit gefordert wird (z.B. Bedienung einer best. Maschine) und sich die Menschen so sehr auf ihre Tätigkeit konzentrieren müssen oder so starkem Maschinenlärm ausgesetzt sind, dass sie kaum mit Arbeitskollegen in Berührung oder ins Gespräch kommen. Man sieht sich daher leicht zum Vorwurf herausgefordert, dass Eysenck das Kind mit dem Bade ausschüttet, indem er dem Gespräch mit seinem Hinweis auf die untergeordnete Rolle, welche die zwischenmenschlichen Beziehungen bezüglich der Befähigung für die eigentliche Arbeit spielen, seinen Zweck entzieht. Er tut dies aber genau genommen nur bezüglich dieses einen Bereiches der Industrie, und der Vorwurf muss sich darauf beschränken, dass Eysenck die Bedeutung der zwischenmenschlichen Beziehungen in diesem Bereich unterschätzt. Wie weit er sie auch in anderen Gebieten unterschätzt, wird eigentlich nicht klar, doch scheint er das Gesprächsverfahren für die Auswahl von Vorgesetzten immerhin als "günstig" zu betrachten.

Es gilt also nicht nur grundsätzlich zu unterscheiden zwischen der Kritik betreffend die diagnostisch-prognostische Valenz des Gesprächs in seiner die Tests ersetzenden und in seiner sie ergänzenden Funktion, sondern auch betreffend die Notwendigkeit des Gesprächs in seiner auf die Ermittlung der sozialen Kontaktfähigkeit beschränkten und somit gegenüber den Tests selbständigen Funktion.

III DIE BEDEUTUNG DES GESPRAECHS IM LICHTE VON ZUVERLAESSIGKEIT UND GUELTIGKEIT

1. Zwei Auffassungen von Tauglichkeit

Was den ersten Punkt der Kritik betrifft, die Zuverlässigkeit und Gültigkeit des Auslesegesprächs, so liegen einige umfangreiche und erwähnenswerte Untersuchungen aus jüngerer und jüngster Zeit vor, deren Ergebnisse denjenigen Eysencks in mancher, aber nicht in jeder Hinsicht entsprechen. Sie vermitteln ein Bild der heutigen Auffassung der Tauglichkeit des Gesprächs als eines Instruments der Eignungsdiagnostik, das in seiner Differenziertheit die scharfen Angriffe Eysencks integriert, ohne sie ihrer Bedeutung zu berauben. Z.B. ist der Faktorenanalytiker Guilford zwar weiterhin der Meinung, "dass man zur Erfassung von Wesenszügen ... entschieden die Tests vorziehen sollte"[1], doch nennt er in seinem Werk "Persönlichkeit" eine Reihe von Forschungen zur Zuverlässigkeit und Gültigkeit, die fast durchwegs ermutigendere Korrelationen ergaben als Eysenck aufgewiesen hatte.

Den bedeutendsten zusammenfassenden Ueberblick über die neuere Interviewforschung publizierte Mayfield in seinem Aufsatz "The Selection Interview – A Re-Evaluation of Published Research"[2]. Aus seinen Schlussfolgerungen werden hier diejenigen thesenhaft zusammengefasst wiedergegeben, welche die Zuverlässigkeit und Gültigkeit des Eignungsgesprächs betreffen. Jedes dieser Ergebnisse belegt der Autor mit einer Reihe von zwei bis sechs Untersuchungen verschiedener Art.

---

1 Guilford J.P.: "Persönlichkeit", Weinheim 1964, S. 161

2 Mayfield E.E.: "The Selection Interview – A Re-Evaluation of Published Research" in Personnel Psychology, vol. 17, Nr. 3, 1964, S. 239-260

a) Zur Zuverlässigkeit

1. – Im allgemeinen wird bei der Eignungsbeurteilung eine befriedigende Intra-rater-Reliabilität (Nachprüfung mit Re-Interview desselben Probanden mit demselben Selektor) des Gesprächs gegenüber anderen Verfahren festgestellt.

   – Der Interviewer ist in seiner Art des Vorgehens bei verschiedenen Bewerbern konsistent.

2. – Eine extrem niedere Inter-rater-Reliabilität (Nachprüfung der Re-Interviews desselben Probanden mit verschiedenen Selektoren) zeigt sich bei unstrukturierten Interviews ohne weitere vorherige Informationen.

   – Eine der Ursachen für dieses Ergebnis besteht in der geringen Uebereinstimmung der besprochenen Themen.

   – Unter den gemeinsamen Themen zeigt sich bei "Facts" und biographischen Daten höchste und bei persönlichen Einstellungen und Verhalten an früheren Arbeitsplätzen geringste Zuverlässigkeit.

   – Eine weitere Ursache für die Unzuverlässigkeit des unstrukturierten Gesprächs besteht darin, dass die Interviewer dieselben Informationen, die sie erhalten, verschieden gewichten.

   – Die persönliche Einstellung des Selektors beeinflusst seine Interpretation der Bewerberaussagen.

3. – Strukturierte Gespräche zeigen eine höhere Inter-rater-Reliabilität als unstrukturierte. Befriedigend ist sie fast nur in Fällen von strukturierter Form.

Problematisch aufgrund ungenügender Inter-rater-Reliabilität ist also das unstrukturierte Gespräch. Strukturierte Gespräche vermögen in dieser Hinsicht zu genügen.

b) Zur Gültigkeit

1. – Auch wenn die Zuverlässigkeit in vielen Fällen hoch ist, sind die erhaltenen Gültigkeiten gering.

   – Der Ausleseentscheid beruht in den meisten Fällen mehr auf Verhalten, Gesichtsausdruck und persönlicher Erscheinung des Probanden als auf Information aus dem Gespräch.

2. – Befriedigende Zuverlässigkeit und Gültigkeit der Einschätzung von einzelnen Merkmalen scheint sich nur bei der Beurteilung der Intelligenz bzw. geistigen Eignung zu zeigen.

3. – Das Team-Interview (d.h. wenn mehrere Selektoren nacheinander denselben Bewerber interviewen und daraufhin einen Gruppenentscheid treffen oder wenn mehrere Interviewer an ein und demselben Gespräch beteiligt sind) erhöht die Gültigkeit.

4. – Hat ein einzelner Interviewer für seine Auslese-Entscheidung auch Testresultate von anerkannter Validität zur Verfügung, so sind seine Voraussagen im allgemeinen nicht zutreffender (öfter sogar weniger zutreffend) als Prognosen, die einzig auf Testresultaten beruhen.

Strukturierte Gespräche mögen zwar dem Anspruch auf Reliabilität genügen, – befriedigende Validität weisen sie offenbar nur hinsichtlich eines sehr beschränkten Teils der Merkmale oder nur in seltenen Fällen auf: bei Gruppen-Interviews, d.h. bei Beteiligung mehrerer Personen am Gespräch.

Positive Ergebnisse mit Gruppen-Interviews liegen von Seiten anderer Autoren vor. Man unterscheidet dabei grundsätzlich zwischen Gruppendiskussion und Team-Interview. Letzteres haben wir oben bereits geschildert. Unter der Gruppendiskussion versteht man folgende Situation: Einer Anzahl von Bewerbern wird ein Thema zur gemeinsamen Besprechung aufgetragen. Aus dem Verhalten der Probanden sollen sich Rückschlüsse auf ihre Führereigenschaften, Anpassungsfähigkeit, Aggressivität oder Konzilianz u.a.m. gewinnen lassen. Firmeneigene Beobachter bilden ein Beurteilungs-Team. Sie sitzen abseits und beobachten das Gruppen-Geschehen[1]. Willing berichtet von solchen Verfahren in einer US-Firma, die damit ihre Nachwuchskräfte ausliest und sehr gute Erfahrungen gemacht haben soll[2]. Ein ähnlicher Bericht wurde von Schweiter[3] veröffentlicht. Angaben zu solchen Verfahren für die Auslese von US-Agenten finden sich übrigens auch bei Eysenck[4]. Es ist den positi-

---

1 vgl. Lattmann Ch.: "Die Aufgaben der Personal-Abteilung" (Vorlesungsunterlagen), St. Gallen, Februar 1969

2 Willing J. Z.: "The Round Table Interview – A Method of Selecting Trainees" in Personnel 39, 1962, 2, S. 26-32

3 Schweiter J. H.: "Die Gruppendiskussion – ..." in Industrielle Organisation, vol. 35, 1966, 7, S. 326-331

4 Eysenck H. J., 1956, a.a.O., S. 71

ven Erfahrungen zuzuschreiben, dass sich die Gruppendiskussion und das Team-Interview in der Personalselektion eingebürgert haben. In seinem neuen Selektionsmodell für Führungskräfte hat Argyle[1] dem Interview neben anderen diagnostischen Verfahren einen bedeutenden Platz gerade unter der Bedingung eingeräumt, dass es sich dabei um diesen Typus der Gesprächsführung handelt:

"Das Interview hat seine Daseinsberechtigung nicht eingebüsst, da es für manche Teilgebiete wertvolle Aufschlüsse liefert, doch verlangt man, dass mehrere Personen unabhängig voneinander einen Anwärter interviewen. Damit soll die Subjektivität des Urteils eines Einzelnen korrigiert werden."

Als weiteres Beispiel eines Selektionsmodelles mit Einbeziehung von Gruppendiskussion und Team-Interview wäre "der zweite Eindruck" nach Knebel[2] zu nennen. Es handelt sich um ein Untersuchungsmodell, bei dem die Gruppendiskussion, in welcher sich der Proband bewähren soll, mit den Mitgliedern des Beurteilungs-Teams selbst geführt wird: Nach dem ersten Vorstellungsgespräch, das in der Regel in der Personalabteilung mit den späteren Vorgesetzten erfolgen. Das Gespräch wird mit Vorteil in der Nähe des späteren Arbeitsplatzes geführt. Dieser "zweite Eindruck" hat eine wichtige Korrekturfunktion.
Das Modell liesse sich noch weiter ausgestalten, indem bei der Auslese der Bewerber nicht nur gleich- oder Höhergestellte, sondern auch untergebene Mitarbeiter aktiv zur Entscheidungsfindung beitragen in einem Gruppengespräch. Dieses Verfahren scheint uns einem Problem entgegenzuwirken, auf das Raschke[3] hingewiesen hat:
Raschke betont die entscheidende Bedeutung der Sympathie oder Antipathie und wirft die Frage auf, ob nicht die Sympathie zum Zweit- oder Dritt-Besten der Bewerberreihe eine bessere Grundlage für ein gutes Arbeitsklima und die Arbeitsleistung im Team liefere als die Antipathie

---

1 Argyle M.: "Recent developments in executive selection" in Personnel Management, vol. 46, 1964, 369, S. 96-100
2 Knebel H.: "Inhalt und Technik des Vorstellungsgesprächs", Heft 1 Personal – Mensch und Arbeit, 1970, S. 17-22
3 Raschke P., 1969, a.a.O., S. 57

zum Besten. Bleibt die Auswahl einem einzigen Selektor vorbehalten, z. B. dem späteren Chef des Bewerbers, so kann es zwar u. U. durchaus vorteilhaft sein, wenn dieser seine "innere Stimme" oder Sympathie entscheiden lässt, doch muss man sich der Gefahr der Eindimensionalität bei einer solchen Art der Selektion bewusst sein. Man müsste hier z. B. an jenen Chef denken, der jeden potentiellen Rivalen ablehnt. Ob sich diese Gefahr bei einer Gruppenentscheidung von Untergebenen und Vorgesetzten wirklich als geringer erweist, wäre allerdings noch abzuklären.

Im Gegensatz zu den Ergebnissen Mayfields, welche sich ausdrücklich auf die diagnostische Valenz, die Zuverlässigkeit und Gültigkeit des Gesprächs gegenüber den Tests beziehen, ist in den nachfolgenden Beispielen von "positiven Erfahrungen" die Rede. Positive Erfahrungen sind aber nicht mit Zuverlässigkeit und Gültigkeit im Sinne der Definition in der Testpsychologie zu verwechseln. Z. B. kann ein Personalchef, der die Auswahl von Mitarbeitern stets intuitiv traf, von positiven Erfahrungen mit seiner Selektionsmethode erzählen, da man bzw. er selbst mit den so ausgewählten Angestellten stets zufrieden war. Trotz seiner Erfahrung und Behauptung der Tauglichkeit seiner Methode, handelt es sich hier um eine Tauglichkeit jenseits von Zuverlässigkeit und Gültigkeit: ein anderer Selektor hätte mit derselben Methode, d. h. im Verlass auf seine Intuition, vielleicht ganz andere Probanden ausgewählt oder vielleicht auch mit denselben Ausgewählten schlechte Erfahrungen gemacht. – Dennoch können wir nicht die Gegenbehauptung aufstellen, seine Weise der Wahl seiner Mitarbeiter sei untauglich, weil unwissenschaftlich, erweist sie sich doch als zufriedenstellend. Selbst wenn wir annehmen, er habe seine Mitarbeiter einfach hauptsächlich nach Sympathie ausgewählt, so könnten wir ihm daraus "keinen Strick ziehen", da diese Sympathie möglicherweise just ein wesentliches Kriterium für den Arbeitserfolg seiner Mitarbeiter an diesem speziellen Arbeitsplatz ist. Dies im Sinne der zuweilen höchst positiven Auswirkung eines von Sympathie geprägten Arbeitklimas auf den Arbeitswillen und Arbeitserfolg.

Die Bedeutung des Klimas der Sympathie ist nicht zu unterschätzen. Sympathie ist etwas worauf wir angewiesen sind in einer seltsam undurchschaubaren Weise, etwas wofür wir einen Namen haben, aber kaum eine befriedigende Definition, weil wir kaum ermessen können, was Sympathie impliziert. So scheint mir nur der Ausdruck persönlicher Erlebnisse eine treffende Formulierung der Sympathie abzugeben, insbesondere die Gedanken zum Neujahrstag 1949 von Max Frisch[1]:

"Das Klima der Sympathie – wie sehr wir darauf angewiesen sind! Es zeigt sich, sobald uns eine Sympathie, die lang vorhanden gewesen ist, entzogen wird. Da ist es, als habe man keine Luft unter den Flügeln.
Frage:
Ist die Sympathie, die uns das Gefühl gibt, fliegen zu können, nichts als eine freundliche Täuscherei, eine schonende Unterlassung der Kritik, so, dass das andere Klima – dieses Klima ohne Sympathie – als das gültigere anzusehen ist, das einzig gültige?"

"Sympathie nicht als Unterlassung der Kritik. Aber: Sympathie hat Geduld, die Geduld der Hoffnung, sie behaftet uns nicht auf einer einzelnen Gebärde, die ungehörig ist, vorlaut, tappig, eitel, rücksichtslos, selbstgerecht; sie lässt uns stets eine weitere Chance ... Anders der Partner, der keine Sympathie empfindet: er verbucht, was ist, und gibt keinen Vorschuss, er ist aufmerksam und gerecht, und das ist fürchterlich. Sieht er uns richtiger?
...
"Auch umgekehrt zu bedenken:
Wenn wir keine Sympathie haben, einem Menschen gegenübersitzen wie Geschworene, unvoreingenommen – wie verdächtig, wie anrüchig, wie unleidig jeder Mensch wird, wenn er fühlt, dass er unsere Gunst nicht hat, und also allein zu seinen Gunsten redet."

Unter diesem Aspekt sind wir umsoweniger berechtigt, die Tauglichkeit der Auswahl jenes Personalchefs anzufechten, denn falls es tatsächlich die Sympathie ist, welche an diesem Arbeitsplatz mit diesem Personalchef neben der Befähigung für die eigentliche Arbeit das Hauptkriterium für den Arbeitserfolg darstellt, dann müssen wir dem Verfahren dieses Personalchefs im Gegenteil eine Unterscheidung der Probanden in diagnostisch relevanter und gültiger Weise zugestehen. Die dem Gespräch zugrundeliegende Fragestellung wäre in diesem Falle "Sympathisch oder

---

1 Frisch M.: "Tagebuch 1946-49", darin: "Neujahrstag 1949", Frankfurt a. M., 1950

nicht?", d.h. die Funktion des Gesprächs bestünde in der Ermittlung der Weise einer sozialen Beziehung, verstanden als verschiedene Grade von Sympathie.

Dieses Beispiel zeigt uns eine andere Möglichkeit der Auffassung von Tauglichkeit als jene, die den von Mayfield angeführten Untersuchungen zugrundeliegt, und dürfte die Problematik der Tauglichkeitsfrage des diagnostischen Gesprächs verdeutlichen:
Wir können zwar aus erwähnten Gründen dem Personalchef unseres Beispiels keine Vorwürfe der Unwissenschaftlichkeit bzw. Subjektivität machen, aber wir dürfen diese Weise der Wahl, da wir sie nicht von der wählenden Person trennen können, nicht als taugliche Weise per se auffassen. Die Tauglichkeit der Tests beruht gerade auf der Unabhängigkeit des Resultats der Methode von der Person, die sie anwendet, und die Kritik an der Zuverlässigkeit und Gültigkeit des Gesprächs als diagnostische Methode macht nun just das Charakteristikum des Gesprächs zum nervus probandi: das notwendige Eingeschaltetsein des Untersuchers in die Untersuchung. Einer Kritik, die unter diesem Gesichtspunkt operiert, d.h. unter der Auffassung von Tauglichkeit als Zuverlässigkeit und Gültigkeit in dem Sinne wie die Tests sie zu verwirklichen suchen, muss daher das Gespräch unterliegen. Das heisst, dass das Charakteristikum des Gesprächs unter dieser Auffassung von Tauglichkeit notwendigerweise als Schwäche dieser Methode erscheinen muss. Der Frage, ob es auch eine Stärke sein könnte, ist innerhalb dieser Perspektive gar kein Raum gegeben. Es scheint deshalb eigenartig, dass man angesichts der Möglichkeit einer anderen Auffassung von Tauglichkeit diese Kritik nicht einfach akzeptiert und sich auf die Stärke des Gesprächs als diagnostische Methode konzentriert, sondern weiterhin zu zeigen versucht, dass das Gespräch doch mit den Tests konkurrieren kann. Dazu folgendes Beispiel:

In seinem 1966 publizierten Aufsatz berichtet Ghiselli[1] über ein längere Zeit dauerndes, selbst mit Interview durchgeführtes Auswahlverfahren für

1 Ghiselli E.E.: "The Validity of a Personnel Interview" in Personnel Psychology, vol. 19, Nr. 4, 1966, S. 389-394

für Anlageberater. Die Interview-Fragen betrafen weitgehend Facts und nicht die persönliche Intimsphäre (Eheleben, persönliche Beziehungen, Jugendzeit etc.), vor allem die College-Zeit und die dieser Bewerbung vorangegangene Berufstätigkeit. Es ergab sich zwischen Erfolgskriterium (Höhe des Einkommens) und der Interview-Einschätzung für die Gruppe der Ausgelesenen ein Korrelationskoeffizient von 0,35; nach Rangreihe berechnet sogar 0,51. Ghiselli kommt zum Schluss, "dass das gewöhnliche Auslesegespräch nicht notwendigerweise und unabhänderlich ungültig ist, sondern seine Validität mindestens gleich hoch, wenn nicht sogar höher als die von Tests sein kann". Er hält sein Resultat auch deshalb für durchaus respektabel, weil die Bewerber, von ausgesprochener Homogenität, später an sehr heterogenen Arbeitsplätzen tätig waren.

Wir haben also entsprechend den Schlussfolgerungen von Mayfield – sie werden später von Hakel[1] erhärtet – einen überwiegend negativen Anteil von Ergebnissen zur Zuverlässigkeit und Gültigkeit des Gesprächs, daneben aber auch positive Ergebnisse; – neben derjenigen von Ghiselli wären noch weitere Untersuchungen wie z.B. von Grant u. Bray[2] zu nennen. Diese positiven Ergebnisse werden nun nicht einfach als Ausnahmen betrachtet, welche die negative Regel bestätigen, sondern mit ihnen begründet sich das Festhalten an der Möglichkeit, der Schärfe von Eysencks Kritik die Spitze zu brechen, indem sie zeigen, unter welchen Bedingungen sowohl Zuverlässigkeit als auch Gültigkeit bis zu einem den Tests vergleichbaren Mass erhöht werden kann.
Mayfields Untersuchungen weisen besonders auf die Bedeutung der Gesprächsform hin bezüglich der diagnostischen Valenz. Wie oben (S. 37/38) bemerkt, ergaben strukturierte Gespräche, d.h. Gespräche, deren einheitliche Gestaltung auf einem Anforderungsprofil oder Persönlichkeitsmodell und einer möglichst streng systematischen Gesprächsführung be-

---

1 Hakel, 1971, a.a.O., S. 443
2 Grant D.L. & Bray D.W.: "Contribution of the Interview to Assessment Potential" in Journal of Appl. Psychology, vol. 53, 1969, S. 24-34

ruhten, bessere Resultate als unstrukturierte. Wie Savoegie[1] feststellte, setzte sich deshalb das strukturierte Gespräch in der Personalselektion mehr und mehr durch. Diese Tatsache fordert uns auf, uns mit der Bedeutung der Gesprächsform zu befassen, denn es scheint, dass sich die beiden Auffassungen von Tauglichkeit auch auf technisch-formaler Ebene spiegeln. So soll im folgenden die Tauglichkeitsfrage unter diesem Aspekt beleuchtet werden, indem wir die Vor- und Nachteile des strukturierten und unstrukturierten Gesprächs betrachten als je dessen Möglichkeiten und Grenzen.

2. Zwei Gesprächsformen, – ein Dilemma

Hinsichtlich der Möglichkeiten der Gestalt- oder Formgebung stehen sich das freie, offene, unstrukturierte, unstandardisierte und das gezielte, geschlossene, strukturierte, standardisierte Gespräch als Extreme gegenüber. Damit ist das Spektrum möglicher Entscheidung für uns als Untersucher gegeben. Im einen Extremfall überlassen wir die Gestaltung des Gesprächs mindestens ebensoweit unserem Probanden wie uns selbst, während wir im anderen Extremfall die Form des Gesprächs ganz allein bestimmen, wobei wir mit einem vorgegebenen Schema an den Probanden herantreten.

Wenn wir als Untersucher vor dem mit diesen Extremen umschriebenen Feld von Möglichkeiten stehen als gleichsam einer Skala mit verschiedenen Graden von Offenheit dem Probanden gegenüber, so müssen wir die Implikationen unseres Entscheides kennen: wir müssen uns auch im Hinblick auf alles Dazwischenliegende fragen, was ein maximal strukturiertes oder unstrukturiertes Gespräch bedeutet.

---

1 Savoegie M. S.: "La selection du Personnel commercial", Presses universitaires de France, Paris 1961, S. 6

a) Das unstandardisierte, unstrukturierte und freie Gespräch

Da ein diagnostisches Gespräch stets einem bestimmten Erkenntnisziel dienen soll, mag die Bezeichnung "freies Gespräch" bzw. die Unterscheidung "freies"/"gezieltes" Gespräch unglücklich erscheinen: auch ein freies Gespräch zielt auf etwas ab; zudem kann es nicht einer gewöhnlichen Unterhaltung entsprechen, die "aus freien Stücken" zustandekommt, weil wir (der Proband eingeschlossen) im Voraus wissen, dass es stattfinden wird oder muss. Es ist aber einzuwenden, dass sich die Bezeichnung auf den Gesprächsverlauf, auf die Gesprächssituation oder das Miteinander der daran Beteiligten bezieht und die Bedingungen des Zustandekommens ausser Acht lässt. So können wir das "freie Gespräch" beschreiben als ein Gespräch, das sich frei entwickelt und das am e h e s t e n einer gewöhnlichen Unterhaltung oder zwanglosen Begegnung zweier Menschen gleicht. Der Interviewer lässt den Probanden mehr oder weniger frei erzählen. Er ist mehr oder weniger bestrebt, das Gespräch thematisch zu steuern, indem er z. B. aufgetauchte und wieder fallen gelassene Themen, die ihn interessieren, wieder aufnimmt oder aber sich im Gegenteil zurückhält, um zu beobachten, in welcher Weise sich sein Gegenüber vor ihm als einem Unbekannten darstellt. Das freie, relativ ungesteuerte, d. h. nach Belieben gesteuerte Gespräch wird überall dort angewendet, wo es um eine "persönliche Fühlungnahme" geht, sei es als Initial-Interview bzw. Untersuchungs-Eröffnung in der Personalselektion, der ersten Phase einer Beratung oder Therapie.

Damit sind auch schon die V o r t e i l e der freien Gesprächsform angedeutet: der informelle Charakter, die Möglichkeit der Schaffung einer natürlichen und entspannten Atmosphäre. "Je informeller das Gespräch verläuft, desto deutlicher gibt sich der Bewerber zu erkennen"[1], – so lässt sich der Standpunkt der vorwiegend intuitiv orientierten Personalauslese charakterisieren. Sie dürfte auch mit Schmid übereinstimmen,

---

1 Korff E.: "Betriebspsychologisches Taschenbuch für Vorgesetzte", Heidelberg 1967[2], S. 31

der den Kandidaten in der ersten Phase in einem freien Gespräch so erlebt, wie er sich in allen "künstlichen Gesprächssituationen" mit Kollegen oder z.B. im Verkaufskontakt geben würde: das freie Interview erlaube Rückschlüsse auf Motivation und soziales Kontaktverhalten des Probanden[1].

Ein bedeutender Vorteil der freien Exploration besteht nach Moser darin, dass wir eine Selbstdarstellung des Exploranden erhalten und damit einen ersten Umriss seiner Selbsteinsicht. Die freie Explorationstechnik bringe eine zensurierte Selbstinterpretation des Exploranden hervor[2]. Als therapeutische Parallelen zu dieser Explorationstechnik führt Moser die klassische Haltung der psychoanalytischen Technik an und die nicht-direktiven Verfahren der Psychotherapie (Schule von Rogers).

Moser weist aber auch auf einen bedeutenden Nachteil dieses Verfahrens hin: Wenn der Explorand frei erzählt, werden wir natürlich nur unvollständige Daten über seine Lebensgeschichte erhalten. Dies bedeutet auch, dass wir durch ein freies Gespräch noch keine Möglichkeit haben, eine psychiatrische Diagnose zu stellen. Auf die Nachteile des freien Gesprächs in einer Auslese-Untersuchung, in welcher sich die Forderung nach Vergleichbarkeit verschiedener Bewerber stellt, wurde bereits im letzten Abschnitt hingewiesen: die Vergleichbarkeit wird durch die ungleiche Themenwahl oder Entwicklung des Gesprächs und durch die Ungleichheit der ganzen Situation erheblich herabgesetzt gegenüber derjenigen von Tests, Fragebogen und strukturiertem Gespräch. Der Selektor kommt im freien Gespräch oft unbewusst auf bestimmte, bei ihm selbst problematische, aber eventuell für den speziellen Auslesefall relevante Bereiche gar nicht zu sprechen. Auch Hovland und Wonderlic raten, einem Urteil, das einzig auf einem freien Gespräch beruht, zu misstrauen, denn "l'intérieur se résume trop souvent à une conversa-

---

1 Schmid F.: "Management-Tests als mod. Hilfsmittel ..." in Bucholz-Maier, Handb. d. Führungskräfte, München 1970, S. 248

2 Moser U., a.a.O., S. 266 f.

tion désorganisée résultant d'une série d'impressions basées sur des réactions impulsives"[1].

b) Das standardisierte, strukturierte und gezielte Gespräch

Das strukturierte Interview, das in der Personalselektion verwendet wird, stützt sich auf eine Liste von mehr oder weniger offenen, d. h. mehrere und differenzierte Antworten oder nur Ja oder Nein zulassende Fragen, welche für alle Kandidaten gleich lauten. Die Liste bezieht sich auf ein Anforderungsprofil, das aufgrund einer "job analysis" oder Arbeitsbewertung erstellt wurde. Die im Gespräch ermittelte Merkmalsausprägung (des Kandidaten) kann dann mit diesem Profil verglichen werden. Der jeweilige Strukturierungsgrad bedeutet eine gewisse Selektion der Informationen bzw. eine Beschränkung der Wahrnehmung auf eine gewisse Art von Informationen: einzelne Standardformen erlauben es, Antworten und/oder Verhaltensbeobachtungen (Mimik, Gestik, Tonfall) zu notieren[2]. Es wurden Standardformen von solcher Art entwickelt, dass der Interviewer jede Antwort fortlaufend mit einer Gewichtung (+ oder -) versehen kann[3]. In der Personalselektion verfügen wir über eine Fülle von Vorschlägen zur Strukturierung des Gesprächs, von denen uns die folgenden besonders erwähnenswert scheinen: die drei verschiedenen Formen eines Interview-Guide von Savoegie[4], welche der Autor für seine experimentelle Studie über das Anstellungs-Interview erarbeitete, und der ausgefeilte Selektions-Interview-Leitfaden von Balinsky[5], der eine fein strukturierte Interviewer-Anleitung mit einem Schlüssel zur Gewichtung der Antworten enthält.

---

1 zit. nach Savoegie M. S., 1961, a.a.O., S. 6
2 Guilford J. P., 1964, a.a.O., S. 155
3 Savoegie M. S., 1961, a.a.O., S. 6
4 Savoegie M. S., 1961, a.a.O., S. 77-83
5 Balinsky B.: "The Selection Interview" New Rochelle/New York, 1962; siehe auch Auswertungsschema v. Knight G. F.: "Skills for the sometime interviewer", Personnel Journal, vol. 45, 1966, 5, S. 276-278

Auf die Vorteile des strukturierten Gesprächs wurde ebenfalls teilweise bereits im vorherigen Abschnitt hingewiesen im Zusammenhang mit der Frage nach der diagnostischen Valenz des Gesprächs. Während im freien Interview die Bedürfnisse des Interviewers nach bestimmten Informationen zurückgestellt werden können, ist das standardisierte Interview wie die gezielte Anamnese ganz auf die Gewinnung von biographischen Daten und Facts angelegt, d.h. von Informationen, die für die Entscheidungsfindung unerlässlich sind. Z.B. sind wir zur Abklärung der Frage, ob ein wegen Depressionen eingewiesener Patient unter einer Psychose (endogene Depression) leidet oder unter tiefer Trauer infolge eines schweren Verlusts, nicht nur auf die Beobachtung seines jetzigen Verhaltens, sondern auf eine Reihe von Informationen zur früheren Befindlichkeit, zu Alter, Beruf, Familiensituation, Beziehungen, Krankheiten etc. angewiesen, d.h. auf Facts und "harte Daten".

Wenn das Hauptgewicht des strukturierten Gesprächs auf dem informativen Aspekt, d.h. auf der Gewinnung von verbalen Informationen liegt, so ist damit bereits die Zweitrangigkeit des charakterologischen bzw. sozialpsychischen Aspekts angedeutet. Sie wird als wesentlicher Nachteil dieser Art der Gesprächsführung aufgefasst. Moser weist darauf hin, dass das psychiatrische Gespräch in der Literatur als ein beinahe starres System von für die Diagnose bedeutsamen Fragen gesehen wird, die an den Patienten herangetragen werden und dessen Aengste und Widerstände ausser Acht lassen[1]. Diese Eigenart des strukturierten Gesprächs, welche einen Gegensatz bildet zum informellen Charakter des freien Gesprächs, kommt auch in der "Schaffung einer asymmetrischen Sozialsituation"[2] zum Ausdruck. Die Asymmetrie bezieht sich auf die Macht- und Aktivitäts-Verteilung. Auch wenn der Interviewer im Sinne einer Gegenmassnahme versuchen sollte, möglichst inaktiv zu bleiben und den Exploranden in der Aussageaktivität zu halten, so bleibt diese

---

1 Moser U., 1964, a.a.O., S. 266

2 Hofstätter P.R.: "Die soziale Dynamik der psychotherapeutischen Situation", Psyche 1957, 10, S. 733 f.

Inaktivität bezüglich der Gesprächsführung und Gestaltung – wie Moser richtig bemerkt – nur eine scheinbare. Dies im Gegensatz zum freien Gespräch, in dem die Inaktivität des Untersuchers nicht eine scheinbare sein muss, sondern kann. Auch wenn man sich dieser Eigentümlichkeit des strukturierten, v.a. der Vernachlässigung des sozialpsychischen Aspekts durch das standardisierte Gespräch bewusst ist, zeigt sich, wie erwähnt, in der Personalselektion eine Tendenz zu vermehrter Strukturierung. Die genannte Asymmetrie wird natürlich dort nicht mehr als Nachteil empfunden, wo es darum geht, just die Frage nach der Bewältigung einer asymmetrischen Sozialsituation abzuklären.

Die freie, unstrukturierte und unstandardisierte Form und die gezielte, strukturierte und standardisierte Form setzen also andere Akzente:
Das freie Gespräch setzt den Akzent auf das Wie des Miteinanderseins im Hier und Jetzt, der Beziehung oder des Kontaktverhaltens zwischen Untersucher und Proband und der Selbstdarstellung vor dem anderen. Indem es einer ungezwungenen Begegnung zweier Menschen am nächsten kommt, d.h. durch seinen informellen und weniger fordernden als auffordernden Charakter, lässt es der Möglichkeit Raum, anstelle ungleicher Machtpositionen eine Partnerschaft – und das heisst auch: anstelle einer Ich-Objekt-Beziehung eine Ich-Du-Beziehung zu empfinden, das Persönliche oder ganz Eigene zu entfalten.
Das strukturierte, insbesondere das standardisierte Gespräch ist inhaltsbezogen und setzt den Akzent auf das Was der Informationen. Es fordert nicht einfach nur zur Mitteilung auf, sondern fordert Antworten, sammelt Auskünfte und hat entsprechend formellen, prüfenden Charakter.
Der Proband erscheint sowohl sich selbst als auch dem Untersucher in erster Linie als Prüfungsobjekt.

Das Dilemma, vor dem wir uns in der Praxis sehen, besteht darin, dass wir sowohl gewisse Informationen sammeln als auch die Eigenart des Probanden in der Auseinandersetzung mit uns erkennen wollen und dies nur möglich ist, wenn wir ihm nicht nur als Prüfungsobjekt, sondern auch

als Mensch, als Partner oder als Du begegnen können, wobei es aber scheint, dass sich die beiden Ziele nicht auf ein und demselben Weg erreichen lassen, vor allem nicht auf dem Weg, der dem Anspruch auf eine den Tests vergleichbare Zuverlässigkeit und Gültigkeit genügen will. Welche Form auch immer wir einem Gespräch geben, so bedeutet sie immer Beschränkung. Das heisst, dass wir uns mit der Wahl einer bestimmten Gesprächsform stets eine beschränkte Erfahrung des Probanden eingestehen müssen. So lässt sich hier die Gesprächsform als bestimmend für den Rahmen des Gesprächsziels darstellen: Von der Untauglichkeit der Gesprächsmethode kann grundsätzlich dann die Rede sein, wenn die dem Gespräch zugrundeliegende Fragestellung oder Intention über diesen Rahmen hinausgeht, d.h. wenn die Wahl der Gesprächsform die Einsicht in das, was das Gespräch zu ermitteln vorgibt, nicht ermöglicht oder geradezu verunmöglicht. Dies ist z.B. der Fall, wenn wir aufgrund eines standardisierten Gesprächs zur Ermittlung von Fachkenntnissen gleichzeitig das soziale Kontaktverhalten des Probanden beurteilen. Das Dilemma besteht mit anderen Worten darin, dass auch in der Eignungsdiagnostik die Beurteilung eines Menschen dessen Betrachtung unter verschiedenen Aspekten verlangt, wobei sich diese Aspekte in den beiden genannten methodischen Formen weitgehend ausschliessen.
Es lässt sich noch weiter ausführen: Je mehr wir ein Gespräch im Hinblick auf die Ausschaltung des "subjektiven Faktors Untersucher" als dem Hindernis von Zuverlässigkeit und Gültigkeit strukturieren, desto mehr entfernen wir uns von jener Möglichkeit, die unter dem Stichwort "Begegnungscharakter" als Eigenart des Gesprächs hervorgehoben wurde. Die Möglichkeit, das Einmalige des Probanden in einer handlungsartigen Auseinandersetzung zu erleben, fällt dahin. Die Lebendigkeit und die Atmosphäre des "ganz Persönlichen" weichen der Starrheit und Anonymität eines Fragebogens.
Je mehr wir uns also als Menschen aus dem Gespräch ausschalten, sozusagen zum sprechenden Fragebogen werden, desto mehr nähern wir uns dem Ideal einer objektiven Untersuchung. Die Tauglichkeit des diagnostischen Gesprächs, verstanden als Zuverlässigkeit und Gültigkeit,

wird also bezahlt mit einer drastischen Einschränkung oder Preisgabe der Möglichkeiten oder des Bedeutungsgehalts dieses Instruments, - man könnte sogar sagen: mit dessen Selbstentfremdung. Dies muss uns für das Feld der psychologischen Diagnostik als ein "Verlustgeschäft" erscheinen: sobald das diagnostische Gespräch eine mit standardisierten Verfahren vergleichbare Zuverlässigkeit und Gültigkeit aufweist, assimiliert es deren Fragestellung, d.h. richtet sich auf die Ermittlung von denselben Merkmalen, ohne gegenüber den Tests Vorteile zu bringen. Im Gegenteil: Wenn eigens für solche Merkmale konstruierte Tests von hoher Zuverlässigkeit und Gültigkeit vorhanden sind, dann dürfte bereits der erhöhte Zeitaufwand des Gesprächs genügend Anlass geben, um mit Eysenck und Guilford die Tests vorzuziehen.

Wir haben darauf hingewiesen, dass man sich in der Personalselektion des Nachteils des strukturierten Gesprächs bewusst ist, dass dieses aber trotzdem zum festen Bestandteil einer Untersuchung gehört: 41 von den 50 grössten Firmen der Bundesrepublik messen ihm höchste Bedeutung bei[1]. Diese Tatsache spricht nun nicht einfach nur gegen die Auffassung, der gegenüber den Tests erhöhte Zeitaufwand lohne sich nicht, sondern sie zeigt, dass man glaubt, einen Ausweg aus dem geschilderten Dilemma gefunden zu haben durch die Entwicklung von Mehr-Phasen-Modellen: Phasen von freiem und strukturiertem Gespräch – sowie etwa auch Mischformen[2] –, von intuitivem und systematischem Vorgehen, lösen sich ab und ermöglichen sowohl die Berücksichtigung des informativen Aspekts, d.h. die Gewinnung von Informationen z.B. zur Beurteilung von Fachwissen und Intelligenz, als auch des charakterologischen bzw. sozialpsychischen Aspekts.

---

1 nach Prof. Dr. Brengelmann: "Was Firmen von Tests halten", München 1970

2 vgl. das 6-Phasen-Modell von Biäsch H. in: "Kaderauslese" in Aktuelle Kurzberichte aus berufener Feder, Nr.6, Hotel z. Storchen Zürich 1961, sowie das Modell v. Halliwell T.G.C.: "Executive selection. A tool-kit", Management 49, 380, Juni 1967, S. 78-83

Handelt es sich nun bei solchen Mehr-Phasen-Modellen um einen echten Ausweg aus dem Dilemma "Materialsammlung bzw. Faktenübermittlung/ Motivationsverständnis bzw. persönlichkeitserhellendes Beziehungserlebnis" oder "Exaktheit und prognostische Valenz/Lebensnähe und Begegnungscharakter", das wir anhand der Vorteile und Nachteile des streng strukturierten und des freien, unstrukturierten Gesprächs darzustellen versucht haben?

Man möchte die Frage spontan bejahen, treten doch die verschiedenen Gesprächsformen in den verschiedenen Phasen bei Biäsch weitgehend, bei Halliwell ganz rein auf und dürften so je eine konsequente, d.h. den Möglichkeiten und Grenzen einfühlend-intuitiven und wissenschaftlichen Verfahrens Rechnung tragende Verfolgung verschiedener Erkenntnisziele repräsentieren im Sinne einer mehrdimensionalen Beurteilungspraxis. Auf den zweiten Blick müssen sich jedoch erneute Zweifel melden, nämlich wenn wir das Gesprächs-Ganze betrachten. Wir müssen das Untersuchungsganze bedenken, weil die Beurteilung des Probanden ja aufgrund aller Phasen geschieht. Sobald zur Entscheidungsfindung auch das Bild des Probanden beiträgt, das entsteht aufgrund einer Gesprächsphase, in welcher die persönliche Beziehung zwischen den Partnern, das gegenseitige Angemutetsein, die Sympathie oder Antipathie im Vordergrund steht, ist die Persönlichkeit des Untersuchers wieder eingeschaltet und bleibt die Entscheidungsfällung wieder dem Gutdünken des Untersuchers überlassen. So stehen wir wieder am Ende einer Sackgasse, die uns an die erwähnte (vgl. S. 24) Konfliktsituation des Psychologen erinnert, der sich vor der Vielzahl der Untersuchungsergebnisse zu einer eigenen Entscheidung gezwungen sieht.

Wenn wir aber so argumentieren, erklären wir die Unfähigkeit des Untersuchers, das Zustandekommen seiner Eindrücke im Gespräch prüfend zu reflektieren, als Regel. Wir gehen dann von der Unzuverlässigkeit, ja Unzurechnungsfähigkeit des Psychologen als wie von einer unabänderlichen Tatsache aus und nehmen an, dass sein Bild des Probanden bzw. sein Gutdünken stets nur reine Gefühlssache oder Sympathiefrage sei. Dabei

gehen wir über die Ansätze der von Eysenck zitierten Psychologengruppe (vgl. S. 34) und von Schraml[1] hinweg, welche aufgrund einer Auseinandersetzung mit diesem Punkt beitragen, das Gespräch als ein taugliches Mittel zur Beurteilung des sozialen Kontaktverhaltens aufzufassen. Die Ueberlegungen zu diesen Ansätzen verweisen nun auf den zweiten Punkt von Eysencks Kritik (vgl. S. 35 f.), auf den wir im folgenden eingehen.

---

1 Schraml W.: "Psychodynamische Aspekte der psychodiagnostischen Gesprächssituation" in Psychologische Rundschau, Bd. 13, 1962, S. 33-43

IV DIE BEDEUTUNG DES GESPRAECHS JENSEITS VON ZUVERLAESSIGKEIT UND GUELTIGKEIT

1. Schraml: der neue Ansatz

Was den zweiten Punkt der Kritik Eysencks betrifft, nämlich die Notwendigkeit des Gesprächs in seiner auf die Ermittlung der "sozialen Kontaktfähigkeit" beschränkten Funktion, so kamen bereits im Vorherigen ein paar befürwortende Stellungnahmen zum Ausdruck[1]. Nebst vielen anderen Autoren betonen auch Kahn und Cannell[2] die Notwendigkeit des Gesprächs in solcher Funktion mit einem Hinweis auf jene Berufsbereiche, für die Eysenck das Gespräch doch wenigstens noch als "günstig" in Betracht zieht (vgl. S. 34):

"... there are the applied areas of survey research and market research and important segments of management and business administrations. There is considerable agreement that good management depends to a large extent on the character and the amount of communication between supervisor and subordinate."

Es ist klar, dass die "soziale Kontaktfähigkeit" nebst dem Fachwissen auch bei der Selektion von Vertretern und Verkäufern als entscheidend erachtet werden muss. Was unter sozialer Kontaktfähigkeit verstanden wird, variiert entsprechend den jeweiligen Anforderungen: während z. B. Aufdringlichkeit und Geschwätzigkeit das Berufsbild gewisser Vertreter prägen, wird in anderen Berufen freundliche Zurückhaltung als Erfolgskriterium aufgefasst.

In einer Zeit, in der wir uns der Vielfalt der Aspekte bewusst sind, unter welchen sich seelisches Sein betrachten lässt, und wir "Seele" im Sinne v. Uslars[3] als "die Wirklichkeit des leiblichen, zeitlichen und ge-

---

1 vgl. z. B. oben S. 46: Schmid F., 1970
2 Kahn R. L. & Cannell Ch.: "The Dynamics of Interviewing", New York 1975, S. 5
3 v. Uslar D.: "Die Wirklichkeit des Psychischen", Pfullingen 1969, S. 20

meinsamen Auf-der-Welt-Seins"[1] auffassen – und das heisst auch: in der uns das Individuum nicht nur als Mensch, sondern als Mit-Mensch interessiert[2] –, muss wohl eine Hervorhebung des sozialen Kontaktverhaltens als eines wichtigen Aspekts der Persönlichkeit geradezu trivial erscheinen. Umsomehr erstaunt uns die Kritik an der Notwendigkeit des diagnostischen Gesprächs bzw. dessen Geringschätzung, nachdem doch seine Bedeutung – das Gespräch ist ja selbst Ort oder Manifestation zwischenmenschlichen Verhaltens oder Begegnens – erkannt wurde:

Auch Schraml[3] betont die Wichtigkeit des sozialpsychologischen Aspekts des diagnostischen Gesprächs im Hinblick auf die Frage nach dessen Funktion. Als ein sozialpsychisches Phänomen stelle die Gesprächssituation das "Diagnostikum für Sozialverhalten par excellence" dar. Darin liege sowohl die Stärke des Gesprächs als auch die Schwäche seiner Methodik. Nach Schramls Auffassung hat das diagnostische Gespräch "im Insgesamt der Psychodiagnostik eine Funktion, welche jenseits seiner Zuverlässigkeit und Gültigkeit als diagnostisches Verfahren liegt: Es ist als Ort der interpersonalen Begegnung die wesentliche Repräsentanz des Sozialen und Humanen im psychodiagnostischen Felde"[3].
Wir können diese Formulierung Schramls als theoretische Basis betrachten, auf der die heutigen Bemühungen um eine bessere Handhabung des diagnostischen Gesprächs im Sinne einer selbstkritischen und verantwortungsbewussten Diagnostik aufbauen. Wenn wir das diagnostische Gespräch als sozialpsychologisches Phänomen auffassen, sehen wir uns nicht mehr zu einer Alternativentscheidung zwischen den eingangs genannten Standpunkten gezwungen: Wir müssen nicht mehr entweder die Kriterien der Lebensnähe und des Begegnungscharakters oder der Exaktheit und Vorhersagesicherheit vertreten. Wir beschreiten, wie Schraml es ausdrückt, einen dritten Weg, indem wir die Gesprächssituation selbst

---

1 von mir hervorgehoben
2 vgl. Löwith K.: "Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen", Darmstadt 1969
3 Schraml W., 1964, a.a.O., S. 891 f.

zum Gegenstand der Untersuchung machen. Schraml schreibt: "... die Kenntnis der konstitutiven Faktoren dieser sozialpsychologischen Situation, der bewegenden und störenden Kräfte – also der Psychodynamismen – versetzt uns in die Lage, die beklagte Subjektivität des Untersuchers zu reduzieren, ohne der Lebendigkeit des Gesprächs Abbruch zu tun"[1].

Die Untersuchung im Gespräch wird also gegenüber der früher üblichen Auffassung und Praxis anders akzentuiert. Der Gegenstand der Untersuchung verlagert oder erweitert sich vom Probanden zur speziellen sozialen Partnersituation. Dabei wird der Untersucher selbst in die Untersuchung einbezogen, da er ja diese Situation wesentlich mitbestimmt. Das Gespräch lässt sich schliesslich als einen beobachtbaren Bereich menschlicher Beziehung betrachten, als einen Interaktions- oder Kommunikationsprozess, den es zu analysieren gilt, um zu einem Urteil über das zwischenmenschliche Verhalten bzw. die soziale Kontaktfähigkeit des Probanden zu gelangen. Mit der Beobachtung des zwischenmenschlichen Verhaltens im Medium des Gesprächs befasst sich die Kommunikationstheorie von Watzlawick und seinen Mitarbeitern[2]. Der Beitrag dieser Forscher zur Erfassung des Geschehens im Gespräch scheint mir auf der Suche nach einer Lösung der Probleme, die sich im Gespräch stellen, so interessant und wertvoll, dass wir uns ihm in einem weiteren Kapitel speziell widmen werden.

Es lässt sich wohl kaum bestreiten, dass anhand des Gesprächs menschliches Verhalten als soziales Wechselspiel sichtbar wird, doch stellt sich die Frage, was diese Erkenntnis im Hinblick auf die Tauglichkeit des diagnostischen Gesprächs bedeutet. Wenn unsere Beobachtung nicht mehr in erster Linie dem Probanden, sondern dem Gespräch und somit auch uns selbst als Untersucher gilt, ist dann damit die Daseinsberech-

---

1 Schraml W., 1962, a.a.O., S. 34

2 Watzlawick P., Beavin J.H., Jackson D.D.: "Menschliche Kommunikation", Bern 1969

tigung des Gesprächs als diagnostisches Mittel erwiesen? Anders ausgedrückt: Ist dann damit die Möglichkeit gegeben, einen Aspekt der Persönlichkeit des Probanden "richtig" zu erfassen, d.h. den Probanden hinsichtlich dieses Merkmals in zuverlässiger Weise von andern Probanden zu unterscheiden, obwohl nicht "zuverlässig" im Sinne einer Ausschaltung des Untersuchers durch eine normierte, statistische Auswertung einer Summe von Informationen? - Auf theoretischer Ebene lässt sich diese Frage leichter bejahen als auf praktischer. Dies in der Weise jener Autoren, welche die methodische Gefahr einer "Psychologie des ersten Eindrucks" - wie man die vielfach beklagte Beurteilung nach Sympathie oder Antipathie nennen kann - durch die Berücksichtigung der psycho- bzw. soziodynamischen Aspekte der diagnostischen Gesprächssituation gebannt oder mindestens stark reduziert sehen. Es leuchtet auch durchaus ein, dass die Subjektivität des Untersuchers reduziert wird, wenn dieser die dynamischen Aspekte der Rolle, der Einstellung und der Uebertragung als direkte und indirekte Fehlerquellen beachtet, nur fragen wir uns, ob er dies im Gespräch wirklich kann.
Diese drei Aspekte hat Schraml in seinem Aufsatz[1] dargestellt als soziodynamischen, kognitiven und vital-seelischen Aspekt der Gesprächssituation. Sie seien hier kurz skizziert und kommentiert:

Der von Linton[2] in die Soziologie gebrachte Begriff der Rolle finden wir in den Arbeiten von Parson[3] ausgeführt. Er erscheint dort in einem funktionalen Zusammenhang mit der Institutionalisierung sozialer Beziehungen. Das Verhältnis von Arzt und Patient wird als eine solche Institutionalisierung aufgefasst, - d.h. sowohl die Rolle des Arztes als auch des Kranken ist von der Gesellschaft wohl definiert: Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass dem Arzt Einblick in die leibliche und seelische

1 Schraml W. op. cit. 1962
2 Linton R.: "The study of man", New York 1936
3 Parson T.: "Struktur und Funktion der modernen Medizin"; in Probleme der Med. Soziologie, 3. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soz. und Sozialpsychologie, Köln 1958 sowie "The Social System", Grencoe Ill. 1951, Kap. X

Intimsphäre des Patienten erlaubt ist und dass der Kranke ihn gewährt. – Was eine ähnliche Institutionalisierung der psychologischen Untersuchungssituation einschliesslich des diagnostischen Gesprächs anbelangt, so sei sie, bemerkt Schraml 1962, wenigstens in Europa noch nicht gegeben, und die Praxis belege die Annahme, dass der Raum für irrationale Erwartungen umso grösser ist, je weniger Rollen und ihre soziale Funktion definiert sind. Die psychologische Untersuchung ist tatsächlich an andere, institutionalisierte Sozialgebilde geknüpft, z. B. an die von Schraml erwähnte Institution der Arzt-Patient-Beziehung (klinische Exploration), auch etwa an diejenige des Beziehungsdreiecks Lehrer-Schüler-Eltern (pädagogisch-psychologisches Untersuchungsgespräch) oder der Beziehung Arbeitgeber-Arbeitnehmer (berufliches Eignungs-Gespräch).

Die Beachtung des Rollenaspektes besteht nun für den Psychologen darin, dass er das Mass an Zugewandtheit und Mitteilungsbereitschaft des Exploranden nicht einfach als charakteristischen Zug desselben interpretiert. Ist sich der Untersucher seiner situativen Teilhabe an einem institutionalisierten Gebilde bewusst, z. B. bei einem betriebspsychologischen Untersuchungsgespräch seiner Rolle als Arbeitgeber, so wird er das Verhalten des Probanden vielmehr an der rollenspezifischen Erwartungsnorm reflektieren. Er wird nicht gleich zum Urteil der Verschlossenheit oder Kontaktunfähigkeit schreiten, wenn der Proband nicht bereit ist, ihm das mitzuteilen, was er wahrscheinlich dem Arzt eröffnen würde.

Es stellt sich die Frage, ob die Argumentation, an die Schraml seine Forderung nach Berücksichtigung dieses Aspekts knüpft, auch heute – ein gutes Jahrzehnt später – noch Gültigkeit hat, ob wir nicht von einer zunehmenden Institutionalisierung der psychologischen Untersuchungssituation sprechen können. Man könnte die Selbstverständlichkeit, mit welcher Psychologie und psychologische Methoden in Publizistik und belletristischer Literatur auch im europäischen Raum behandelt werden, als einen positiven Hinweis verwenden. Dagegen ist aber zu bedenken, dass sich diese Behandlung von psychologischen Methoden vorwiegend auf jene

im therapeutischen Bereich beschränkt und sich nun auch bezüglich dieses institutionalisierten Sozialgebildes Arzt-Patient im publizistischen Bereich eine Skepsis ausdrückt[1], die sich ebensosehr als Hinweis auf eine allgemeine Verwirrung hinsichtlich der sozialen Funktion des Psychologen und auf einen Verfall der Rollendefinition oder eine neue Suche auffassen liesse. Jedenfalls können wir den schriftlichen und mündlichen Berichten von Praktikern Fälle von magischer Ueberschätzung und pseudorationaler Ablehnung entnehmen bezüglich der Effizienz einer psychologischen Untersuchung[2]. Irrationale Erwartungen sind, wie uns kürzlich von einem namhaften Lehranalytiker mitgeteilt wurde, selbst bei ausgebildeten Psychologen keineswegs selten. Umsomehr muss heute das Festhalten an Schramls Forderung als notwendig erachtet werden im Sinne einer persönlichen rollenspezifischen Erwartung des Probanden.

Was den Aspekt der Einstellung anbelangt, so versteht Schraml darunter "eine Art von ökonomischer Funktion in der Anpassung an die Realität, indem für verwandte Situationen bereits ein Wahrnehmungs- oder Verhaltensmuster vorhanden ist"[3]. Wir begegnen einem Gesprächspartner stets mit einer gewissen Einstellung als einer erfahrungsgegründeten Erkenntnishaltung. Z. B. bringen wir in ein Eignungsgespräch die Einstellung der Vorsicht oder Skepsis mit gegenüber der Selbsteinschätzung des Probanden, wenn wir vorher häufig erfahren oder in Untersuchungsberichten gelesen haben, dass die meisten Probanden dazu neigen, sich zu hoch einzuschätzen. Wie Schraml schreibt, können persönliche bewusste und unbewusste Motivationen diese rationale kognitive Funktion verstärken, abschwächen oder modifizieren. Eine etwa durch affektive Abwehr emotionale Determinierung dieser kognitiven Funktion "Einstellung" kann die Wahrnehmung der Wirklichkeit verbauen. Dies lässt sich am obigen Beispiel aus dem eigenen Erfahrungshintergrund veranschau-

---

1 Ich beziehe mich hier auf die Tagung vom 4.-6. Okt. 1973 zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. M. Boss an der Paulus-Akademie in Zürich unter dem Thema "Das Gesicht der Psychiatrie in der Oeffentlichkeit"

2 Lippross O.: "Medizin und Heilerfolg", Frankfurt a. M./Hamburg 1971

3 Schraml W., 1962, a.a.O., S. 40

lichen: Nehmen wir an, der Untersucher sei schon vermehrt von Kollegen auf seine Leichtgläubigkeit hingewiesen worden, was er in seiner Unsicherheit und Verletzbarkeit als Kritik an seinem Durchsetzungsvermögen und natürlich auch an seiner Urteilsfähigkeit interpretiert. Eine besonders skeptische Haltung gegenüber der Selbsteinschätzung des Probanden, die sich ja rational rechtfertigen lässt, vermag dann seine Kritiker vor ihm selbst ins Unrecht zu versetzen und beruhigt ihn in seinem bedrohten Glauben an seine Fähigkeiten. Vermisst er zudem im Auftreten des Probanden jene Distanz, die ihm die Idee des Respekts vermittelt, so wird seine Einstellung gegenüber der Untersuchung vollends zum Vorurteil. Es lautet dann etwa so: "Da haben wir wieder einen typischen Fall von Angebertum!"

Aus diesen Ueberlegungen resultiert für den Untersucher die idealtypische Forderung der "freischwebenden Aufmerksamkeit", wie sie Freud an den Analytiker stellt. Wir wollen sie hier auch in der Weise der Vertreter der daseinsanalytischen Therapie formulieren: Der Untersucher muss selbst jenen Grad menschlicher Freiheit und Offenheit erreicht haben, der ihm erlaubt den Probanden phänomenologisch, d.h. vorurteilsfrei, von seinem Eigenwesen her zu begreifen[1]. Schramls Forderung besteht nun darin, sich als Untersucher der Diskrepanz zwischen dieser idealtypischen und der tatsächlichen oder konkreten Einstellung bewusst zu werden und die jeweilige Abweichung in die Deutung des "sozialpsychischen Phänomens Untersuchungsgespräch" einzubeziehen:

"Sorgfältige Beachtung der eigenen Einstellung des Untersuchers zum Untersuchten, zur konkreten Situation, zu spezifischen Gegenständen der Untersuchung und schriftliche Fixierung der Einstellung des Probanden in dem Gesprächsprotokoll."[2]

Als weitere Fehlerquelle nennt Schraml unter dem dritten Aspekt die Uebertragung im Freudschen Sinne[3] obwohl dieses Phänomen im

---

1 vgl. Condrau G.: "Aufbruch in die Freiheit", Wien 1972, S. 58/59
2 Schraml W., 1962, a.a.O., S. 41
3 Freud S.: "Zur Dynamik der Uebertragung", Ges. Werke 1941

Durchschnitt der psychologischen Untersuchungsgespräche nicht vorkomme und sich auf Sonderfälle spezifischer affektdynamischer Konstellation beschränke. Wir stimmen mit Schraml überein, dass dennoch die Erscheinung der prima vista Sympathie und Antipathie existiert, welche in ihrem populärsprachlichen Ausdruck wie etwa "ich kann ihn nicht riechen" auf den vital-seelischen, körpernahen Bereich weisen. In diesem Phänomen gründet, wie erwähnt, die methodische Gefahr einer Psychologie des ersten Eindrucks. Schraml knüpft daran die Forderung einer Beachtung der affektiven Primärkonstellation bei beiden Partnern und ihre Festhaltung im Untersuchungsprotokoll[1].

2. Der dritte Weg, – ein Ausweg aus dem Dilemma?

Die Fehlerquellen im erklärenden, verstehenden und deutenden Prozess der Persönlichkeitsbeschreibung erscheinen bei Schraml im Lichte einer psychodynamischen Theorie. Es ist die Forderung nach Beachtung dieser Fehlerquellen, welche wir als implizites Ja vorfinden auf unsere Frage nach der Tauglichkeit des Gesprächs, verstanden als ein sozialpsychisches Phänomen. Dieser Schritt oder Vorschlag zur verantwortungsbewussten Untersuchungspraxis lässt sich – etwas vereinfacht – zusammenfassen als Aufruf zur Selbstbesinnung oder Selbstkontrolle des Untersuchers im Sinne einer Uebertragung psychoanalytischer Forderungen an den Therapeuten auf die diagnostische Situation. Die Erfüllung dieser Forderungen ist die Bedingung für die Tauglichkeit des Gesprächs als "Diagnostikum für Sozialverhalten". – Der Schwierigkeit, diesen Anforderungen praktisch gerecht zu werden, wird in der psychoanalytischen Schule Rechnung getragen durch mehrjährige Ausbildung der Berufskandidaten. Nach einer eigenen therapeutischen Lehranalyse sind die Kandidaten verpflichtet, das Geschehen in den Stunden ihrer nun eigenen therapeutischen Tätigkeit mit dem Kontrollanalytiker zu verarbeiten. Obschon

---

1 Schraml W., 1962, a.a.O., S. 42

sich unsere Aufgabe im Untersuchungsgespräch im Gegensatz zur therapeutischen Gesprächssituation auf Diagnostizieren beschränkt, erscheinen uns die Schwierigkeiten, diese Forderungen praktisch zu erfüllen, keineswegs geringer, zumal sie innerhalb viel kürzerer Zeit zu bewältigen sind: Der Häufigkeit der Gesprächsbegegnungen in der Analyse und der Länge der analytischen Gesamtsituation stehen im psychologischen Untersuchungsgespräch etwa 1-3 Begegnungen gegenüber. – Unsere Schwierigkeiten sollen anhand der folgenden Fragen zum Ausdruck kommen:

- Können wir im Laufe des Gesprächs alle dynamischen Aspekte der Situation, deren Dynamik wir selbst mitbestimmen, erfassen?

- Können wir ermessen, wie wir den Exploranden beeinflussen und gleichzeitig, wie wir von ihm beeinflusst werden?

- Können wir gleichzeitig sprechen, denken, beobachten, auf uns wirken lassen, verarbeiten, Informationen speichern?

Eysencks Vermutung, dass die Fülle dessen, was sich in einem Gespräch ereignet, die kognitiven Auswertungsmöglichkeiten des Interviewers übersteigt, scheint uns berechtigt. Dennoch lohnt sich der Versuch, diese Schwierigkeiten zu reduzieren durch Uebung bzw. gewissenhafte Ausbildung des Untersuchers. Vor allem vermag die Bildung von "Feed-back-Gruppen", wie sie in der gesprächspsychotherapeutischen Schulung üblich ist, in dieser Hinsicht viel zu leisten. Durch die kritischen Stellungnahmen und Meinungsverschiedenheiten der Mitglieder wird der Untersucher gezwungen, bei der Prüfung einzelner Sequenzen des Gesprächs oder anhand von Querschnitten Schritt für Schritt über seine eigene Haltung oder innere Situation Rechenschaft abzulegen.
Natürlich setzt diese Art der Uebung und Kontrolle die Registrierung des Gesprächs mit Tonband, am besten aber mit Video-Recorder voraus. Deshalb kommt diesem technischen Hilfsmittel hohe Bedeutung zu. Die Ausschaltung des zeitlichen Faktors ermöglicht uns die Wahrnehmung der Fülle des Augenblicks. Wir können ein Geschehen beliebig oft wiederho-

len unter Trennung unserer Wahrnehmungskomponenten. Abwechslungsweise Ausschaltung von Ton oder Bild mit folgender Präsentation von beidem gestatten sowohl einen Vergleich der jeweiligen Eindrücke des Einzelnen als auch der Eindrücke der Gruppenmitglieder untereinander.

Dieses Verfahren empfand ich als besonders hilfreich bei unseren Versuchen, uns Zugang zu Geisteskranken zu verschaffen, zu Menschen also, die uns als besonders fremd anmuten, die aus dem Bereich des Gewohnten herausfallen und deren Art und Wesen wir als unserem Wesen inkommensurabel erleben. Wenn wir vor dem Unverständlichen stehen und vergeblich nach verwandten Strukturen suchen, nach irgend etwas Gemeinsamem – und sei es z. B. nur, dass der Patient auch findet, heute sei das Wetter schön – so kann uns diese Andersartigkeit so in Staunen versetzen, ver-rücken, – unsere Wahrnehmung sozusagen so überschwemmen oder überfordern, dass wir kaum fähig sind, sie zu beschreiben. Der Video-Recorder ermöglicht es, die "Wucht" des Fremden sozusagen in Raten auf uns wirken zu lassen. Versuchen wir z. B. die Stimmung des Patienten einmal nur anhand des Bildes, der Mimik und Gestik, zu beschreiben, danach nur anhand des Tons, der Sprechweise und des Sprechinhalts, – so entsteht in der Gruppe eine Reihe von verschiedenen Bildern desselben "Gegenstandes". Es ist wie wenn eine Gruppe von Malern dasselbe Objekt zur Darstellung bringt, das bezeichnenderweise "Sujet" genannt wird: Jede Darstellung bringt die individuelle Weise der Beziehung zu diesem "Gegenstand" zum Ausdruck. Jeder, der im Zeichenunterricht die Aufgabe hatte, ein nicht selbst, sondern vom Lehrer gewähltes Ding darzustellen, wird die Erfahrung gemacht haben, dass es bei dieser Aufgabe darum ging, sich mit dem fremden Ding einzulassen, in Kontakt zu treten und eine (wie auch immer geartete) Beziehung herzustellen und auszudrücken. Der Vergleich der verschiedenen Darstellungen des Patienten als Versuche zur Ueberwindung der Unzugänglichkeit des völlig Fremden lässt uns die Eigenart der Beziehung zu ihm erkennen. Sie spiegelt sich in der jeweiligen Darstellung. Dieses Beispiel soll zeigen, wie der Video-Recorder bzw. die Gruppenarbeit bei-

tragen kann, die Frage nach der persönlichen Weise des Hintretens vor das Fremde oder ganz Andere und allgemein vor den anderen Menschen zu prüfen.

Allerdings erfuhren wir die nachträgliche Analyse oder Kontrolle einer sozialen Partnersituation trotz des erweiterten zeitlichen Rahmens keineswegs als völlig problemlos, da wir nun auch gruppendynamische Aspekte unserer Kontrolle zu berücksichtigen hatten. Wie bereits erwähnt, kam es in unserer Gruppe selten vor, dass in allen Punkten allseitige Einigkeit mit dem Untersucher bestand. Oft war der Untersucher, wenn er vor der Präsentation der Aufzeichnung seine eigenen Eindrücke im Rahmen eines provisorischen Gutachtens festgehalten hatte, mit sich selbst nicht mehr einig. Das Staunen, das uns ergreift in der Begegnung mit uns selbst auf dem Bildschirm, entspricht nach unseren Erfahrungen seltener einem Sich-Bewundern als einem Sich-Wundern-über-sich-selbst. Dieses Sich-Wundern soll hier aber nicht nur als Segen der Gruppenarbeit erscheinen, sondern auch als Gefahr oder mindestens als Problem beleuchtet werden:

Obschon das Sich-Wundern-über-sich-selbst der Erfüllung der Forderung nach Selbstbesinnung des Untersuchers immanent ist, kann es soviel Raum einnehmen, dass eine Kontrollgruppe zur "Verwirrgruppe" wird. Das heisst, dass sich eine Gruppe statt als Arbeitsgemeinschaft zur Ueberwindung von Problemen des diagnostischen Gesprächs ausschliesslich als Selbsterfahrungs-Gruppe versteht. Gerade weil eine Kontrollgruppe immer auch Selbsterfahrungsgruppe ist, muss sie – um das Interesse an ihrem ursprünglichen Ziel aufrechtzuerhalten und zu verfolgen (oder m.a.W. um arbeitsfähig zu sein) – ihren inneren Konflikten gewachsen sein. Die Gruppe muss sich selbst tragen oder ertragen können und hat deshalb nebst ihrer eigentlichen Aufgabe, die wir als Kontrolle und Uebung im Sinne eines unerlässlichen Schrittes auf eine selbstkritische und verantwortungsbewusste Diagnostik hin dargestellt haben,

auch die Aufgabe der "Einübung in Partnerschaft"[1] ausserhalb der diagnostischen Situation zu bewältigen.

Auf weitere Erfahrungen mit Problemen, die sich stellen, wenn es darum geht, das Verhalten des einen Partners im Hinblick auf das Verhalten des anderen zu interpretieren, werden wir im folgenden Kapitel eingehen anhand eines Beispiels erlebter Kommunikation. Allein der Hinweis auf die genannten Schwierigkeiten, die immer wieder unterschätzt werden, dürfte aber genügen, um die These "Diagnostikum für Sozialverhalten" für die Praxis vorläufig mit vorsichtigem Fragezeichen zu versehen: Das Gespräch k a n n ein taugliches Mittel zur Beurteilung dessen sein, was "Gespräch" bedeutet, nämlich eine Weise zwischenmenschlichen Verhaltens oder Begegnens, – jedoch nur unter der B e d i n g u n g, dass der Untersucher bzw. die untersuchende Gruppe einer Reihe von beträchtlichen notwendigen Ansprüchen gewachsen ist.

Wenn wir aufgrund der genannten Schwierigkeiten von einer Ueberforderung des Untersuchers sprechen, wenn er in einem Gespräch sowohl Fakten sammeln als auch den psychodynamischen Aspekten einer sozialen Partnersituation voll Rechnung tragen muss, und wenn wir die Berücksichtigung des sozialpsychischen Aspekts als eine unerlässliche Bedingung für die Beurteilung eines Menschen im allgemeinen und insbesondere durch das Gespräch auffassen, – so kann uns die Beschreitung des "dritten Weges", in der Weise wie sie Schraml vorschlägt, nicht ganz befriedigen als Ausweg aus dem Dilemma "Faktenübermittlung/persönlichkeitserhellendes Begegnungserlebnis". Zwar bedeutet die Erfüllung der Forderung nach Vermeidung der von Schraml erwähnten Fehlerquellen beim Verständnis des andern Menschen ein sehr wertvoller Schritt zur Lösung des Tauglichkeitsproblems des diagnostischen Gesprächs. Die Wahrnehmung und Beurteilung der Psychodynamismen erscheint aber

---

1 Ich übernehme den Ausdruck von Mandel A. & K. H. und Mitarbeiter: "Einübung in Partnerschaft durch Kommunikationstherapie und Verhaltenstherapie", München 1971

auch hier als eine Sache des Untersuchers, sofern sie nicht thematisch gemacht wird, und dies ist gewöhnlich in einem Gespräch, in dem Daten und Fakten ermittelt werden sollen, nicht der Fall, – jedenfalls finden wir einen solchen Gedanken in Schramls Aufsatz nicht explizit ausgedrückt. Vielmehr zeigt sich hier die Beschreitung des "dritten Weges" als Vermeidung einer einseitigen Akzentuierung des Gesprächs, die höchst wertvoll ist, wenn sie die Berücksichtigung des Mitspielens des Untersuchers bedeutet, und die uns zweifelhaft erscheint, wenn sie eine Ausrichtung sowohl auf Faktenerhebung als auch auf Motivationsverständnis bedeutet. Die eigentliche Wurzel des Tauglichkeitsproblems auch im Lichte des neuen Ansatzes oder "dritten Weges" liegt nicht in der einseitigen Akzentuierung des Gesprächs im letzteren Sinn, sondern im Gegenteil in der schwer aufzugebenden Hoffnung und übertriebenen Forderung, mit einem Mittel oder auf einem Wege eine Vielzahl von Zielen zu erreichen. Diese Hoffnung findet im Extremfall ihre Parallele in der Idee eines Universaltests, auf die wir eingangs im Zusammenhang mit der Entwicklung von Tests hingewiesen haben. Das diagnostische Gespräch ist nicht ein taugliches Mittel zur Anamnese, zur Prüfung von Fachkenntnissen und zur Beurteilung des sozialen Kontaktverhaltens in einem. Die Vermischung verschiedener Erkenntnisziele steht als Fehlerquelle in ihrer Tragweite kaum zurück gegenüber den Fehlerquellen, welche Schraml unter den psychodynamischen Aspekten der Gesprächssituation angeführt hat. Der entscheidende Schritt zur Verwirklichung der ethischen Forderung, jedem Probanden gleiche Chancen zu geben, besteht darin, uns aufnahmefähig zu machen, d.h. durch die Unterscheidung und Aufteilung verschiedener Erkenntnisziele auf verschiedene Begegnungen oder Untersuchungsphasen bzw. -Methoden einen Rahmen zu schaffen, der uns die Wahrnehmung dessen, worüber wir entscheiden müssen, überhaupt ermöglicht. – Ob wir uns in einem solchen Rahmen befinden, wenn wir uns auf die Erfassung des sozialen Kontaktverhaltens beschränken bzw. dessen, was sich zwischen zwei Menschen während eines Gesprächs ereignet, sodass wir von einem tauglichen "Diagnostikum für Sozialverhalten" sprechen können, hängt von uns selbst ab, von

unserer Fähigkeit zur Selbstbesinnung, zur Auseinandersetzung oder – um mit Bollnow zu sprechen – zum Wagnis eines "Zusammenstossens mit der fremden Wirklichkeit die meinen Kern berührt"[1]. Mit welchen Schwierigkeiten wir als Interviewer bei diesem Wagnis zu rechnen haben, soll in den folgenden Kapiteln des zweiten Teils gezeigt werden.

1 Bollnow O. F., Zeitschrift für Pädagogik, 20, 1955, zit. nach Böckenhoff J: "Die Begegnungsphilosophie", Freiburg/München 1970, S. 227

Zweiter Teil

GESPRAECHSDIAGNOSTIK ALS BEGEGNUNG

I BEGEGNUNG ALS WEG ZUM VERSTEHEN

1. Nähe, Distanz und Begegnung

Das Dilemma, welches im Zusammenhang mit den beiden möglichen Grundformen diagnostischen Gesprächs beschrieben wurde[1], lässt sich vom Standpunkt des erlebenden Gesprächspartners aus als Dilemma aufgrund zweier widersprüchlicher Forderungen formulieren, die auf den Zielsetzungen beruhen, welche ein diagnostisches Gespräch impliziert[2]: Unterscheidung und Beurteilung des Probanden erweisen sich für den Interviewer als mindestens scheinbar unvereinbare Forderungen nach Nähe und Distanz im Hinblick auf die Beziehung zum Gesprächspartner. Die Forderung nach Unterscheidung des Probanden von anderen Probanden und schliesslich von mir selbst bzw. meinen Vorstellungen von ihm verlangt von mir als Interviewer die echte Auseinandersetzung mit meinem Gegenüber. Diese setzt ein Beieinander oder Miteinander voraus, d. h. Nähe. Was diese Nähe bedeutet, ob sie mit Liebe etwas zu tun hat und man sich, wie Fromm dies bezüglich der Liebe getan hat, fragen muss, ob sie eine Kunst ist oder nur "ein angenehmes Gefühl, das zu verspüren nur eine Sache des Zufalls ist"[3], – soll später noch erläutert werden. Vorläufig sei nur festgehalten, dass es sich nicht einfach nur um räumlich-leibliche Nähe handelt, sondern um Nähe im Sinne eines Erlebnisses von Gemeinsam-Sein und Teilhabe.

---

1 vgl. 1. Teil, Kap. III, S. 49 ff.
2 vgl. Einleitung
3 Fromm E.: "Die Kunst des Liebens", Ullstein 258, Frankfurt/Berlin/Wien 1956

Die Forderung an den Interviewer, bezüglich seinem Gegenüber zwei Standpunkte zu beziehen, wäre weniger problematisch, wenn sie nur im Nacheinander bestehen würde und nicht gleichzeitig. Zwar ist die Unterscheidung und Aufteilung verschiedener Erkenntnisziele auf verschiedene Begegnungen oder Untersuchungsphasen als Möglichkeit zur Ueberwindung der Probleme angegeben worden, welche dem Interviewer aus der überfordernden Fülle des Augenblicks erwachsen[1]. Diese bewusste Massnahme zur Erleichterung und Bewältigung der diagnostischen Aufgabe darf uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese zweifache Forderung auch als gleichzeitige besteht. Wie sich in unserer Gruppe zeigte, wird sie vom Interviewer meist als paradox empfunden, und je nach seinen persönlichen Neigungen wird er sich für das Eine oder Andere, für Nähe oder Distanz, entscheiden. So wie aber die echte Auseinandersetzung mit dem Probanden Nähe fordert, so fordert die dem Gespräch zugrunde liegende Aufgabe der Beurteilung Distanz. Das folgende Beispiel aus dem Erfahrungsmaterial unserer Seminargruppe soll zeigen, dass dem diagnostischen Gespräch beide Forderungen wesenhaft zugehören und dass der Interviewer nicht mit der Entscheidung für nur das Eine oder Andere auskommen kann.

Beispiel

Interviewer A und B hatten ganz unabhängig voneinander die Aufgabe, durch ein freies Gespräch von beliebigem Strukturierungsgrad mit demselben Probanden P Einblick zu erhalten in dessen Vorstellungen über seine Zukunft, seine Einstellung zum eventuellen künftigen Beruf und seine Motivation. Dies im Rahmen einer Eignungsuntersuchung zwecks Berufsabklärung. Die Interviews wurden mit Video-Recorder registriert. P hatte sich schon vor der Festsetzung des Gesprächstermins zur Video-Aufnahme einverstanden erklärt.

---

1 vgl. 1. Teil S. 51

Nachdem Interviewer A den Probanden vor dem Untersuchungszimmer begrüsst und ihm kurz noch den mit der Kamera beschäftigten Kollegen vorgestellt hatte, bat er ihn, sich einstweilen zu setzen. Bevor sich A setzte, prüfte er noch kurz die Kameraeinstellung. Als er sass, fragte er den Kollegen nochmals, ob alles in Ordnung sei. Dann wandte er sich unvermittelt dem ruhig wartenden und beobachtenden Probanden zu und eröffnete das Gespräch mit der Frage, seit wann er sich mit dem Gedanken an ein Medizinstudium beschäftige. P schilderte eine Spielsituation aus der frühen Kinderzeit, in welcher der Gedanke, Arzt zu werden, aufgekommen sei. A konnte dieser humoristischen Herausforderung an ihn, zur Situation Stellung zu nehmen, keinerlei Originalität abgewinnen. Mit seiner ernsten Reaktion, nämlich der Frage an P, was ihn bisher davon abgehalten habe, diesen Gedanken zu realisieren, ergab sich dann ein gewöhnliches "Frage-Antwort-Gespräch", das uns recht langweilig schien, obschon dabei der ungewöhnliche und abenteuerliche Lebenslauf von P zu erfahren war. Die Lebendigkeit fehlte, da zwischen den Beteiligten nichts geschah: nichts veränderte sich in der Beziehung zwischen A und P. Es blieb bei der Distanz, welche A mit seiner obigen Reaktion geschaffen und P danach akzeptiert hatte. Obschon A die meisten Aktionen, die P aus seinem Leben erzählte, auf deren Gründe hinterfragte, verwendete er die Antworten nicht, um auf die darin angedeutete ganz persönliche Haltung oder Anschauung von P näher einzugehen, sondern behandelte sie als Stichworte zu Fragen über aktuelle Probleme der Medizin. Das Gespräch lässt sich zusammenfassend als eine inhaltlich orientierte Informationssammlung beschreiben.

Interviewer B schien fröhlicher und gelassener als A. Er nahm mit P gleichzeitig Platz und machte sich keinerlei Sorgen über die richtige Einstellung der Kamera. Hingegen sorgte er für eine entspannte Atmosphäre, indem er ein paar Bemerkungen zur Raumtemperatur machte und sich mit P einigte, dass jeder jederzeit das Fester öffnen könne. Dann kam er "zur Sache", sagte, dass P sich also für ein Medizinstudium interessiere und er sich nun frage, warum er nicht einfach mit einem Medizinstudium begonnen habe, ohne sich vorher an eine Bera-

tungsstelle zu wenden. Damit war P aufgefordert, seine Erwartung bezüglich diesem Gespräch und somit auch dem Interviewer auszudrücken. So war bereits das Thema "Wir beide hier und jetzt" angedeutet. P merkte, dass B bereit war, auf ihn einzugehen und reagierte in entgegenkommender Weise, indem er seine Zweifel an seiner Eignung näher beschrieb. B witterte hinter diesen Zweifeln eine Einstellung, die er selbst hatte und sehr positiv bewertete, sodass sich P mehrfach bestätigt fühlen musste. B unterstützte P in seinen Zweifeln an der Schulmedizin. Drogenerfahrungen, esoterische Literatur und Naturheilmethoden bildeten Gesprächsthemen, die sich aufgrund der offenbar gleichgerichteten Interessen ergaben. Je mehr Gemeinsames entdeckt wurde, desto mehr schienen beide das Gespräch zu geniessen. B konnte aufgrund des Gesprächs Aussagen über die Einstellung des Probanden zu Mensch, Tier, Pflanze und Welt machen, die weitgehend seiner eigenen zu entsprechen schien. Ueberzeugt von der Notwendigkeit und beruflichen Eignung von Aerzten mit der von P erfahrenen Lebenshaltung gegenüber Mensch und Welt, erklärte er P als sehr geeignet.

Was A anbetrifft, so stimmte man weitgehend darin überein, dass er das Ziel des Interviews als eines Einstellungs-Gesprächs verfehlt hatte. Die Mehrzahl der Mitglieder unserer Kontrollgruppe war der Meinung, das Interview von A sei überflüssig gewesen, da die schulischen Leistungen von P bereits bekannt waren und man über die intellektuelle Eignung genügend positive Hinweise hatte. Zwar konnte A behaupten, dass die Informationen, die er in seinem Interview erhalten habe, bezüglich seiner Selbständigkeit Schlüsse erlauben sowie auch bezüglich seines Durchsetzungs- und Durchhaltevermögens, seiner hohen Frustrationstoleranz und Fähigkeit zur Disziplin, welche doch sowohl für ein Medizinstudium als auch für die ärztliche Praxis notwendige Voraussetzungen seien. Aber so zahlreich A's Informationen sein mochten, – es fehlten die beabsichtigten Aufschlüsse über die persönliche Motivation und Einstellung P's zum Arztberuf, und A musste zugeben, dass die Ergiebigkeit seines Interviews in diesem Punkte derjenigen von B weit nachstand.

Die Kritik an A meinte, dass er nicht genügend auf P eingegangen sei, indem er nur auf den Inhalt von dessen Worten geachtet habe und nicht auf die Art und Weise der Aeusserungen. Tatsächlich liess A von Anfang an die guten Gelegenheiten, sich gegenseitig näher zu kommen und die Entfaltung des Persönlichen zu ermöglichen, ungenutzt. Wie er nachträglich bestätigte, konnte er mit dem Probanden nicht viel anfangen. Er empfand ihn weder sympathisch noch gesprächsanregend, war sich aber dieses Eindrucks von Anfang an bewusst. So war es ihm auch nicht möglich, P's Antwort auf die Initialfrage mit Humor aufzunehmen und z.B. den Ball zurückzugeben, etwa mit der Frage: "Wie alt sind Sie jetzt? Vierundzwanzig? – Ich kann nur hoffen, dass nicht jeder Ihrer Gedanken so lange braucht, bis er zur Tat wird!" – oder dergleichen. Damit wäre er auf P eingegangen, ohne sich ihm unterzuordnen, und wahrscheinlich hätte sich eine Beziehung entwickelt, deren Beobachtung interessant gewesen wäre. Der kühle Ernst, mit dem A über jene Herausforderung hinwegging, besiegelten die Distanz auch von Seiten von P. Dass A an seiner ursprünglichen Aufgabe vorbeiging, lag an dieser durchgehenden Distanz. Nur das Wagnis einer gegenseitigen Oeffnung und Annäherung hätte es ermöglicht, die Art und Weise der Verknüpfung von Berufsvorstellung und weltanschaulich-religiöser Einstellung bei P als ein Merkmal seiner Persönlichkeit zu bemerken. Die Gründe für A's durchgehende Distanz zu P entsprachen hier nicht einfach nur einer bewussten, in diesem Falle für richtig befundenen methodentechnischen Massnahme, sondern beruhten auf einer psychischen Konfliktsituation bzw. einem Unvermögen von A, auf das wir im nächsten Kapitel im Zusammenhang mit dem Rollenkonflikt des Interviewers noch eingehen werden.

Die Distanz von A hatte also den hier entscheidenden Nachteil, dass sie die Erfahrung dessen verunmöglichte, was aus dem Interview hätte hervorgehen sollen. Sie hatte aber den Vorteil, den Fehler auszuschalten, der B unterlaufen war, nämlich das Fremde und das Eigene zu vermischen oder zu verwechseln.

Was B anbetrifft, so beruhte seine Beurteilung von P einzig und allein auf seiner Nähe zu ihm, die dadurch entstand, dass B am Thema wie am Probanden sehr interessiert war und P's Aeusserungen als Hinweise auf gleiche Interessen und Einstellungen auffasste. B glaubte, das P überall so denke wie er selbst, weil sie in einigen Punkten, die schon sehr bald zur Sprache kamen, übereinstimmten. Beide fühlten sich mehr und mehr durcheinander bestätigt im Sinne einer Eskalation. Die wachsende Sympathie war offensichtlich. Für B hatte diese Sympathie zur Folge, dass er seine Beobachterrolle völlig vergass und er nur noch auf jene Aussagen von P horchte oder sich nur noch jenen Themen zuwandte, welche weitere Bestätigungen abgaben, sodass ihm manches an Bedenkenswertem entfiel, was ihm nur in einem Moment der Distanzierung von der Situation hätte klar werden können: z.B. die Tatsache, dass P sich zu etlichen Fragen sehr sicher und überzeugt äusserte, was einen Gegensatz bildete zu seinen anfänglich "gebeichteten" Unsicherheiten. Zwar hatte B das Ziel erreicht: ein Teil der Motivation des Probanden, die Einstellung zum Arztberuf und zu aktuellen Fragen der Medizin waren in seinem Interview zum Ausdruck gekommen. Wäre B aber fähig gewesen, dann und wann auch auf Distanz umzuschalten, so wäre ihm nicht entgangen, dass P von seiner Eignung völlig überzeugt war, und zwar nicht erst am Ende des Interviews, als er mit der Zustimmung seines Gesprächspartners rechnen konnte, sondern schon am Anfang. B hätte auf diesen Punkt eingehen und dadurch viel Wesentliches und Eigentliches erfahren können. Nämlich zum Beispiel, dass er nur (oder vor allem deshalb) zur Beratung gekommen war, weil er die Bestätigung besonders geniesst und er in besonderem Masse auf Bestätigung angewiesen ist und diese Tatsache auch in seiner Berufswahl eine grosse Rolle spielt, wenn auch nicht die einzige, sodass er eben doch auch vom bekanntlich höchsten Berufs-Image angezogen ist, auch wenn er mehrmals mit Nachdruck betont hatte, wie gleichgültig ihm das öffentliche Ansehen seines Berufes sei und wie inkompetent er gewisse Aerzte einschätze etc. Und dies wäre nicht im Widerspruch gestanden zu seiner durchaus glaubhaft angedeuteten Eigenschaft, in der Hilfe am Mitmen-

schen grosse Befriedigung zu erleben und hätte uns auch an der Echtheit seiner Ziele und Ideale nicht zweifeln lassen. Im Gegenteil: es hätte P nicht geschadet, wenn ihm ein Stein aus der Krone gefallen wäre, die ihm B selbst aufgesetzt hatte. Das allzu rosarote Bild eines Probanden erweckt den Verdacht der Unechtheit oder Projektion. Hätte B mit kritisch distanziertem Blick auch einige Schwächen von P aufgedeckt und nicht nur seine Stärken herausgearbeitet, sodass uns ein echtes, menschliches Bild von ihm hätte entstehen können, so wären wir für das Interview von B des Lobes voll gewesen und hätten B das gegeben, was auch er in hohem Masse benötigte, nämlich Selbstbestätigung. B musste bei der Diskussion zugeben, dass er von P schon sehr bald ganz begeistert gewesen war und in seiner Distanzlosigkeit nicht gemerkt hatte, dass sein Urteil über P auf der unreflektierten Hoffnung oder Ueberzeugung seiner eigenen Eignung zum Arztberuf gründete.

Weil es bei diesen Interviews mit P um die Frage der Einstellung und nicht direkt oder nicht in erster Linie um die Frage der Eignung ging, trat dieser Fehler von B, das Fremde mit dem Eigenen zu vermischen bzw. seine Uebertragung zunächst mit dem Blick auf diesen Rahmen der Fragestellung nicht einmal zutage und wurde deshalb bemerkt, weil B immer über die Eignung des Probanden urteilte anstatt über dessen Einstellung. Er hatte also auch das Ziel des Interviews mit demjenigen der ganzen Untersuchung vermischt.

Nähe und Distanz dürften in diesem Beispiel zum Ausdruck gekommen sein als Varianten auf der Beziehungsebene. "Distanz" bedeutete im Beispiel A erstens die Lustlosigkeit des Interviewers, mit dem Proband überhaupt in Beziehung zu treten, sich einzufühlen bzw. irgendwelchen emotionellen Aufwand zu betreiben. Da A aber seine Aufgabe, mit P zu kommunizieren, erfüllen wollte und Kommunikation neben dem Inhalts-Aspekt immer auch einen Beziehungsaspekt hat[1], musste A den Probanden als unangenehme Herausforderung empfinden: die Situation bedeutete

---

1 vgl. Watzlawick P., Beavin J. H., Jackson Don D.: "Menschliche Kommunikation", Huber Bern 1969

für A den Zwang, die Lustlosigkeit zur Beziehung zu überwinden, sodass A's anfängliche Gleichgültigkeit gegenüber P im Zwangscharakter der Situation zur Abwehrhaltung oder Antipathie gegenüber P wurde. Distanz bedeutete hier deshalb auch Antipathie oder Abwehr. A war sich seiner Antipathie bewusst sowie der vieldiskutierten Tatsache, dass Antipathie oder "negative Uebertragung" schlechte Voraussetzungen für eine gute Erfüllung seiner Interview-Aufgabe sind (vgl. S. 61). Er zog sich sozusagen aus der Affäre durch die Wahl einer institutionalisierten Distanz; er spielte die Rolle des neutralen Befragers. Wie schon erwähnt, werden wir im nächsten Kapitel näher auf das Rollenproblem eingehen. Es soll hier nur festgehalten werden, dass A sich aus seiner Unfähigkeit zur Nähe in eine (mindestens scheinbar) legitime Distanz rettete, dass er aber durch die Wahl dieser Rolle die Erfahrungsmöglichkeiten seines Interviews begrenzte und in diesem Falle dadurch an seiner Aufgabe vorbeiging.

Obschon B ein Fehler unterlaufen war, konnten durch die entstandene Nähe einige geheime Motive von P ermittelt werden, wobei wir allerdings präzisieren müssen, dass diese nicht von B selbst, sondern von den Gruppenmitgliedern wahrgenommen und in Rücksprache mit P abgeklärt wurden. Was unserer Gruppe möglich war, nämlich der Mitvollzug des Interviews aus der Distanz, der Ueberblick über die Beziehungs-Situation der Gesprächspartner, hätte B sich selbst ermöglichen sollen. Dadurch wäre er zu einer zutreffenderen Gewichtung der Motive von P gekommen. "Nähe" bedeutete bei B zunächst nicht einfach Sympathie, sondern die bereits vor dem Zusammentreffen bestehende Haltung, mit dem Probanden eine partnerschaftliche Beziehung einzugehen. Der Vorschlag, dass beide über die Oeffnung oder Schliessung des Fensters entscheiden könnten, deutete von Anfang an auf diese partnerschaftliche Einstellung hin. B verschanzte sich nicht hinter einer Rolle, sondern setzte sich der Möglichkeit aus, von P selbst befragt zu werden und sich von ihm "nahetreten" zu lassen. Im Laufe des Interviews könnte man B's Nähe als Sympathie beschreiben, mehr und mehr dann als Zu-

neigung oder geradezu Begeisterung. Es ist klar, dass sich ein Mensch anders zeigt in einer Atmosphäre der Sympathie[1] als in einer mitleidlosen Prüfung. Die Bilder der Einstellung von P, die von A und B gewonnen wurden im Gespräch, waren daher verschieden. Wichtig erscheint uns jedoch die Tatsache, dass auch Differenzen bestanden zwischen dem Bild von B und demjenigen unserer Gruppe bezüglich dem Probanden. Das heisst, dass B aus der Distanz ein anderes Bild von P bekommen hätte. Daher waren wir der Meinung, dass A zwar an seiner eigentlichen Aufgabe vorbeigegangen war, dass er aber in seinem Interview den Probanden besser "im Auge behalten" hatte als B.

Es zeigt sich, dass sich die Nähe zum Partner als durchgehende Position problematischer erweisen kann als die Distanz, da die notwendige Bewusstwerdung der eigenen Einstellung zum Partner und zur Situation nur in der Distanz gelingt. Indem das Bewusstsein der eigenen Nähe den Gedanken möglicher Distanz voraussetzt, erscheint bewusste Nähe unmöglich, da sie dann nicht mehr Nähe wäre. Es gibt aber eine Situation, die sich als Oszillieren zwischen Nähe und Distanz beschreiben lässt, sodass ich als Interviewer auch mit dem Wissen um meine oder unsere Nähe, d.h. auch in einem Augenblick der Distanzierung und Situationsbetrachtung, meinem Gegenüber trotzdem nahe sein kann: die echte Begegnung.

Nähe zum Probanden bedeutet nicht völlige Distanzlosigkeit und Einssein mit dem andern. Unter "Nähe" ist die Berührung meiner Wirklichkeit mit der Wirklichkeit des andern zu verstehen, nicht die Umfassung im Sinne einer Einheit. Auch wenn der Wunsch, den anderen völlig zu erfassen, in uns immer lebendig sein mag, werden wir gerade im Erlebnis dieses Versuchs auf unsere Grenzen, unser Anderssein zurückverwiesen: die Berührung des andern setzt uns in Staunen oder Verwunderung über die Tatsache des Daseins eines Anderen. Wie Guérault in seiner Analyse der Meditationen Descartes' die wichtige Unterscheidung

---

1 (vgl. 1. Teil, S. 41: Max Frisch zum Klima der Sympathie)

von "incompréhensibilité "(de Dieu) und (son)" inconnaissabilité" betont[1], scheint es mir hier wichtig, die Unerfassbarkeit von der Unerkennbarkeit oder Unverstehbarkeit zu unterscheiden. Die Nähe, welche Begegnung, d.h. gleichzeitig auch ein Moment der Distanz meint, bedeutet nicht Erfassen, sondern Verstehen oder Teil-Haben an der Wirklichkeit des Anderen.

2. Begegnung und "Compassion"

Einen Hinweis auf das psychologische Verstehen, das nicht den andern Menschen umfasst, sondern uns im besten Fall an seiner Wirklichkeit teilhaben lässt, findet sich im Tagebuch der Anaïs Nin[2]. Ihre Gedanken sind für uns deshalb besonders interessant, da die Autorin aus der Position einer Liebenden nach dem Verstehen fragt und Verstehen als eine Funktion der Beziehung erscheint.

Anaïs Nin möchte so sein wie ihre faszinierende Freundin June, welche auch die Freundin ihres Freundes Henry Miller ist. Sie erfährt gerade in diesem Wunsch und ihrem Versuch, das Geheimnis "June" zu erfassen, die schmerzliche Unerreichbarkeit oder Unerfassbarkeit des anderen Seins durch das Verstehen, d.h. die in diesem Falle schmerzliche Kluft zwischen Verstehen und Sein. Beide, Anaïs Nin und Henry Miller, lieben die rätselhafte, ungewöhnliche June, versuchen, sie zu verstehen und erforschen in unzähligen Diskussionen ihre eigene Beziehung zu ihr. Es gelingt aber nur Anaïs, June zu verstehen:

"Sie (gemeint ist June) sass mit einem bleichen, maskenhaften Gesicht im Theater, ungeduldig. 'Ich bin immer ungeduldig in Theatern und Ki-

---

1 Guérault M.: "Descartes selon l'ordre des raisons", I éd. Montaigne, Paris 1968, S. 17

2 Die Tagebücher der Anaïs Nin 1931-1934, hrsgeg. v. Gunther Stuhlmann, Christian Wegner Verlag, Hamburg 1968

nos. Ich lese wenig. Es scheint immer blass und verwässert, verglichen mit ...'
'Mit Ihrem Leben?'
Sie hatte den Satz gar nicht zu Ende sprechen wollen.
'Ich möchte zuerst Wissen, in jeder Hinsicht, nicht Einbildung, sondern intime Erfahrung. ... Ich kümmere mich nicht um Filme, Zeitungen, reportages, das Radio. Ich möchte nur dabeisein, während etwas geschieht. Verstehen Sie das, Anaïs?'
'Ja, ich verstehe es.'
'Henry ist literarisch.'
In diesem Augenblick erriet ich ihr Leben. Sie glaubt nur an Intimität und Nähe, an Geständnisse, wie sie in der Dunkelheit eines Schlafzimmers geboren werden, im Streit zwischen Betrunkenen, an eine Gemeinschaft, die aus erschöpfenden Spaziergängen durch die Stadt entsteht. Sie glaubt nur an Worte, die wie die Geständnisse der Verbrecher hervorgestossen werden, ... Sie wird keine Reisebücher lesen, sondern im Café sitzen, wachsam, und auf das Eintreffen eines Abessiniers lauern, eines Griechen, eines Persers, eines Hindus, der mit direkten Nachrichten von zu Hause kommt, Fotografien seiner Familie bei sich trägt und ihr persönlich alle Wohlgerüche seines Landes bringt.
'Henry macht aus allen Menschen Romanfiguren. Aus mir hat er auch eine gemacht.'
Pause. June und ich verlassen das Haus, um zu rauchen ..."[1]

Der Moment des Verstehens kommt bei Anaïs zum Ausdruck als ein Erraten: "In diesem Augenblick erriet ich ihr Leben"[2]. Sie beschreibt June, die sie errät folgendermassen:

"In manchen Augenblicken erscheint sie nicht mehr ganz menschlich, so wenig ist sie sich ihrer Handlungen bewusst, amoralisch, von keinen menschlichen Ueberlegungen oder Zweifeln gehemmt ... Sie ist so sehr damit beschäftigt, nur zu sein, zu sprechen, zu gehen, zu lieben, zu trinken, dass sie daneben nichts anderes mehr fertigbringt. In ihrem 'besessenen' Leben ist sie unfähig, einzuhalten, nachzudenken. Sie lehnt es ab, sich über Bedeutung und Richtung ihres Lebens Gedanken zu machen. Sie lebt im Chaos.
Ich kann auf meinem Wege aufgehalten werden durch alle Arten von Ueberlegungen, durch Mitleid, Gedanken an andere, Angst um jene, die ich liebe, Fürsorge, Ergebenheit, Pflichtgefühl, Verantwortlichkeit. Aber Gedanken hindern, wie Gide sagt, das Tun und das Sein. In diesem Sinne ist June Sein. Man kann sie nicht bewachen. Sie ist unsere Phantasie, losgelassen auf die Welt. Sie tut, was andere nur in ihren Träumen tun. Vernunftlos: das Leben unseres unkontrollierten Unbewussten. Es gehört ein phantastischer Mut dazu, ohne Gesetze zu leben, ohne Hemmungen, ohne Gedanken an die Folgen."[3]

---

1 op.cit., S. 32
2 vgl. oben zitierte Stelle
3 op.cit., a.a.O., S. 54

Junes Aufgehen in den Ereignissen nennt Anaïs "Intimität und Nähe". Mit Nähe ist das Leben, das Einssein mit dem Ereignis selbst gemeint sowie das völlige Fehlen jeglicher Reflexion des Ereignisses. Es ist das, was wir in unserem Beispielfall B als Fehler formuliert haben.

June selbst nennt Henry's Weise des Verstehens und seine Beziehung zu ihr literarisch: "Henry ist l i t e r a r i s c h."[1] Diese Beziehung des Erzählers oder Beschreibers zum Erzählinhalt oder Beschreibungsobjekt ist hier eine zerpflückende Distanz, deren Produkt von der Einseitigkeit der Betrachtung geprägt ist und gegen die sich June wehrt:

"Ich bin das nicht, ich bin das nicht, worüber er schreibt. Es ist eine Verzerrung. Er sagt, ich lebe in Verblendung. Aber er tut es, er ist es, der mich nicht sieht, der die andern nicht sieht, wie ich bin, wie sie sind. Er macht alles abscheulich."[2]

Anaïs versucht, ihre eigene Position zwischen den beiden geschilderten Extremen zu bestimmen:

"Junes andere Seite — ich sehe die grandiose Seite von June als Person. Ich will sie nicht wie Henry in Stücke reissen. Ich will sie lieben und schön machen.
Das Wunder und das Geheimnis von Junes Wahnsinn. In meinem Zwiespalt fühle ich mich ihr näher als Henrys erdhafter Primitivität."[3]

Es ist ihr klar geworden, dass sie June verstanden hat, im Gegensatz zu Henry:

Brief an Henry: "Du verlangst unmögliche und einander widersprechende Dinge. Du möchtest wissen, welche Träume, welche Impulse, welche Wünsche June hat. Aber wie soll sie darüber berichten, wenn sie wie ein Unterseeboot lebt, immer tief drunten am Grund des Instinktes und der Intuition? Vielleicht kann ich eher sprechen, weil ich immer wieder emporsteige, um Atem zu holen, weil ich nicht immer nur lebe, liebe, meinen Phantasien nachlaufe. Vielleicht werde ich mich eines Tages hinsetzen und Dir dann nichts sagen können, als dass ich selber eigentlich lieber ziellos dahinleben möchte. Du rennst mit dem Kopf gegen die Wände von Junes Welt und möchtest, dass ich alle Schleier wegziehe. Du möchtest zarte, tiefe, vage, dunkle, geheimnisvolle, wollüstige Emp-

---

1 op. cit., vgl. S. 32
2 " " S. 43
3 " " S. 54-55

findungen gewaltsam umformen in etwas, das Du packen und vergewaltigen kannst. Wirst Du nicht eine Karikatur daraus machen?"[1]

Der Weg, den Anaïs zum Verstehen beschritt, ist Einfühlung durch Oeffnung oder Hingabe zum Betroffensein und Beeindrucktsein von einem Anderen; es gelingt ihr die Erkenntnis eines Anderen, die einhergeht mit dem Erlebnis oder der Erfahrung einer genannten Kluft zwischen Verstehen und Sein. Sie erklärt diese ihre Position, indem sie zeigt, dass sich das Sein durch nichts anderes als sich selbst beschreiben kann, dass sie in ihrer Phantasie, Vorstellung oder Einfühlung diesem Sein zwar nahe ist, aber nicht so darin auf- bzw. unter-geht, dass ihr eine Beschreibung von June unmöglich wird. Es ist also die Distanz in der Nähe, welche die Beschreibung möglich macht: "Vielleicht kann ich eher sprechen, weil ich immer wieder emporsteige, ..."[2]. Anaïs kritisiert Henrys Position mit einer rhetorischen Frage: "Wirst Du nicht eine Karikatur daraus machen?"[2]. Henry ist insofern literarisch als er sich durch June tatsächlich schriftstellerisch inspirieren lässt (Wendekreis des Krebses). Dies ist aber nicht die volle Bedeutung von "literarisch". – Anaïs fragt: "Wonach suchst du, Henry? ... Was gewinnst du durch die Gewissheit, dass June mehr als einen Menschen lieben kann?" Darauf Henry: "Ich will den Schlüssel, den Schlüssel zu den Lügen."[3] Laut Anais weiss Henry nicht, was den Menschen aufschliesst. Er baut sich June aus einzelnen facts auf, die er durch Anaïs in Erfahrung bringt. Dieser "literarische" Akt erinnert an die Position von Interviewer A aus unserem Beispiel, an die Personenkonstruktion aus der Distanz. Junes Reaktion auf Henrys Personenkonstruktion beschreibt Anaïs folgendermassen: "Sie starb in der Nacht, in der sie Henrys Buch las (Manuskript des "Wendekreises"), an seiner Brutalität. Sie weinte und wiederholte noch und noch: 'Ich bin das nicht, ich bin das nicht, worüber er schreibt ..."[4]. Mit der "literarischen Position" in der diagnostischen

---

1 op. cit., S. 58
2 " " S. 58
3 " " S. 61
4 " " S. 43

Situation, welche die künftige Beurteilung impliziert, nehmen wir dem Probanden etwas weg: die Möglichkeit, sich gegen unsere Konstruktion zu wehren. Wir haben bereits an anderer Stelle mit Moser auf das Machtgefälle zwischen Untersucher und Proband hingewiesen[1]. Im Extremfall muss uns die "literarische Position" geradezu als eine Vergewaltigung erscheinen. Je extremer der Interviewer diese Position der Distanz bezieht, desto mehr muss mit dem Widerstand des Probanden gegen die Preisgabe seiner Geheimnisse gerechnet werden.

Anaïs' Antworten auf Henrys Versuch, seine Geliebte zu erfassen, bestätigen unsere Erfahrungen beim Versuch, einen Probanden zu verstehen. Auf Henrys Wunsch nach dem Schlüssel zu den Lügen sagt sie "Leidenschaft und Gewalt schliessen niemals einen Menschen auf", und das Gespräch geht weiter:

"Was schliesst Menschen auf?"
"Mitleid."
Henry lachte. "Mitleid und June sind total unvereinbar. Total absurd ..."
"Es klingt ironisch, aber im Spanischen bedeutet das Wort Compassion Mitleidenschaft. Deine Passion ist ohne Compassion. Compassion ist der einzige Schlüssel, den ich je gefunden habe und der für jeden passt."[2]

Die Uebertragung dieser Erfahrungen, wie Anaïs Nin sie darstellt, auf die diagnostische Situation erscheint vielleicht fraglich, da es sich im geschilderten Falle um eine zwischenmenschliche Situation handelt, die man speziell mit "Liebe" zu bezeichnen pflegt. Es geht um Liebesbeziehungen zwischen drei Menschen bzw. um je eine Liebesbeziehung von zwei Menschen zu derselben Drittperson. Erstens kann man aber einwenden, dass Anaïs bereits selbst generalisiert, d.h. auf die zwischenmenschlichen Beziehungen im allgemeinen weist, wenn sie sagt: "Compassion ist der einzige Schlüssel, den ich je gefunden habe und der für jeden passt"[2]. Zweitens müsste abgeklärt werden, was man unter "Liebe" versteht, ob man "Liebe" oder "Lieben" als besonderen "dualen

---

1 vgl. 1. Teil, S. 48
2 op. cit., S. 61

Daseinsmodus" betrachten soll oder ob nicht jede zwischenmenschliche Beziehung, sei sie gleich- oder gegengeschlechtlich, als sorgende Teilhabe am Dasein des anderen zu verstehen ist. Boss hat diese Frage folgendermassen beantwortet:

"Zum Verständnis des menschlichen Liebens ..., des liebenden Miteinanderseins in seinen normgemässen wie auch in allen seinen pathologischen Vollzugsweisen bedarf das daseinsanalytisch recht verstandene In-der-Welt-Sein keineswegs noch irgendeiner Ergänzung durch ein Ueber-die-Welt-hinaus-Sein oder eines besonderen dualen Daseinsmodus. Eine derartige Ergänzung ist schon aus dem Grunde widersinnig, weil 'Welt' in der ontologischen Bestimmung des In-der-Welt-Seins nie und nimmer bloss das Gesamt der als alltäglich endlich, zweckdienlich beschränkt vorgestellten, an und für sich vorhandenen, isolierten Gegenstände und Lebewesen meint. Schon der blosse Versuch an und für sich, die ontologische Bestimmung des Menschseins als In-der-Welt-Sein durch 'die Liebe' ergänzen zu wollen, verrät dagegen, dass an dieser Bestimmung der wesentliche Grundzug des Miteinanderseins völlig übersehen wurde. Selbst die daseinsanalytische Kennzeichnung des In-der-Welt-Seins als 'Sorge' darf nicht zu einem Ergänzungsversuch durch 'die Liebe' verleiten. Wer einer solchen Verführung erliegt, beweist damit nur, dass er den ontologisch-existentialen Sinn dieses Titels 'Sorge' nicht sieht, sondern ihn mit einer Beschreibung der ontisch feststellbaren Gemütsverfassung des griesgrämigen Bedrücktseins verwechselt. In Wirklichkeit jedoch gehören alle nur immer möglichen Verhaltensweisen des Menschen in den Horizont der ontologisch verstandenen 'Sorgestruktur' oder des In-der-Welt-Seins hinein, lange nicht nur das Bekümmertsein um etwas oder um jemanden, sondern auch das Sorgen für jemanden, ganz ebenso wie das liebevolle Mit-ihm-Sein."[1]

Die Frage nach dem Wie der Menschenerkenntnis, die wir uns hier stellen und die Henry an Anaïs stellt, finden wir auch in Fromms Gedanken zur Kunst des Liebens[2]. Er schreibt, das Bedürfnis, sich mit einem andern Menschen zu vereinen, hänge sehr eng mit einem andern, ausgesprochen menschlichen Wunsch zusammen: das "Geheimnis des Menschen" zu erkennen. Es gebe eine einzige, eine verzweifelte Möglichkeit, dieses Geheimnis kennenzulernen:
"Es ist die vollständige Macht über einen anderen – jene Macht, mit der ich ihn tun lassen kann, was ich will, ...; die ihn in ein Ding,

---

1 Boss M.: "Sinn und Gehalt der sexuellen Perversionen", Kindler 20280 München 1966, S. 52-53

2 Fromm E.: "Die Kunst des Liebens", Ullstein 258, Frankfurt/Berlin/Wien 1956, S. 49-50

mein Ding, in mein Eigentum verwandelt. Die äusserste Stufe dieses Versuchs liegt in den Extremen des Sadismus, in dem Verlangen und der Fähigkeit, ein menschliches Wesen leiden zu lassen, es zu quälen und es zu zwingen, im Erleiden sein Geheimnis zu verraten"[1].

Fromm fasst die Grausamkeit schlechthin als Funktion dieses Wunsches, das Geheimnis der Dinge und des Lebens kennenzulernen, auf. Als Beispiel führt er das Kind an, das ein Ding oder etwa einen Schmetterling in Stücke reisst, um ihn kennenzulernen. Laut Anaïs ist dies Henrys Weise, June zu erkennen, indem er sie "in Stücke reisst"[2]: "Henry zeichnet von June immer ein Bild, das aus Scherben besteht und sich nicht mehr zusammenfügen lässt"[3]. Wenn Fromm schreibt: "Der Sadismus entsteht aus dem Verlangen, das Geheimnis zu kennen, und doch bleibe ich genauso unwissend, wie ich es vorher war"[4], so gibt er damit Anaïs Recht: Leidenschaft und Gewalt schliessen niemals einen Menschen auf. Fromm stellt diesem "verzweifelten" und daher falschen Schlüssel doch noch eine andere Möglichkeit zur Seite. Er gibt "einen andern Weg, 'das Geheimnis' zu erforschen": die Liebe[4]. "Liebe" bedeutet bei Fromm die "reife Antwort auf das Problem der Existenz" bzw. auf "das existentielle Problem der Getrenntheit"[5]. Während wir in der "Compassion" von Anais die Betonung eines Distanzmomentes finden ("Vielleicht kann ich eher sprechen, weil ich immer wieder emporsteige, ... nicht immer nur lebe, liebe ...", vgl. S. 80), das die Teil-Habe am Geheimnis des andern meint im Gegensatz zum Einssein, geht Fromm weiter und stellt mit seiner "Liebe" die Vereinigung dar, das Leben/Lieben: "Die Liebe ist die einzige Möglichkeit des Wissens, das meine Frage im Akt der Vereinigung beantwortet"[6] und "Der einzi-

---

1 Fromm E.: "Die Kunst des Liebens", Ullstein 258, Frankfurt/Berlin/Wien 1956, S. 49-50
2 Tagebücher der Anaïs Nin, 1968, S. 54
3 " " " " " S. 57
4 Fromm E., 1956, S. 51
5 " " " S. 23 ff.
6 " " " S. 51-52

ge Weg zum vollständigen Wissen liegt in dem Akt der Liebe: er übersteigt alle Gedanken, alle Worte"[1]. Das "Wissen in Gedanken" oder das "psychologische Wissen" bedeutet bei Fromm ein "objektives Kennen" des andern und meiner selbst[1], das wir allerdings erneut in Frage stellen müssen, wenn Fromm an anderer Stelle selbst feststellt: "Wir kennen unsere Mitmenschen, und doch kennen wir sie nicht, weil weder wir noch unsere Mitmenschen eine Sache sind"[2]. Das psychologische Wissen hat für Fromm insofern etwas mit seiner "Liebe" zu tun, als er es eine "Bedingung für das vollständige Wissen im Akt der Liebe" nennt[3]. Fromm bemerkt nebenbei, dass das psychologische Wissen innerhalb der zeitgenössischen westlichen Kultur leider zu einem Ersatz für das vollständige Wissen im Akt der Liebe werde, statt ein erster Schritt in diese Richtung zu sein[4].

Die "Compassion" der Anaïs Nin erscheint somit als Bedingung, Fromms "Liebe" als Konsequenz der Psychologie. "Compassion" stellt den einzigen Weg zur Menschenerkenntnis dar, wenn wir davon ausgehen, dass "weder wir selbst noch unsere Mitmenschen eine Sache sind"[2] und sich damit eine "objektive" oder "literarische Position" erübrigt.

"Compassion" umschreibt die psychologische Position oder Möglichkeit des Verstehens im mitmenschlichen Beziehungsfeld der diagnostischen Situation, welcher Nähe und Distanz notwendigerweise zugehören, einerseits weil wir den andern niemals intellektuell begreifen und andererseits weil wir ihn nicht "nur" lieben können. "Compassion" erscheint mir als Ausdruck auch deshalb treffend, weil im Begriff der Mitleidenschaft das Miteinander-in-der-Situation-Sein angedeutet ist, das In-Mitleidenschaft-gezogen-Sein als einem Wir-Erlebnis. Da "Compassion" sowohl Stellungnahme als auch Erlebnis bedeutet, ist sie charakteristisch für die Be-

---

1 Fromm E., 1956, S. 52
2 " " " S. 50
3 " " " S. 52
4 " " " S. 52-53

gegnung. "Compassion" entspricht der Bedeutung, welche wir der idealen bzw. reifen Beziehung in der diagnostischen Situation geben: "Mitleidenschaft" ist Nahe-Sein unter der Bedingung, die nötige Distanz zur Erkenntnis des Anders-Seins bzw. der eigenen Integrität und Individualität zu bewahren.

II DAS GESPRAECH ALS ROLLENSPIEL

1. Hindernisse der Begegnung

Wenn "Compassion" im Sinne von Mitleidenschaft oder Einfühlung aus den erwähnten Gründen als eine wesentliche berufliche Anforderung an den Psychodiagnostiker formuliert wird, werden sich viele Kandidaten dieses Berufes überfordert fühlen. "Compassion" ist im Vorherigen zum Ausdruck gekommen als eine Haltung oder Position des Interviewers zwischen Nähe und Distanz als Bedingung sowie Funktion dessen, was wir mit "Begegnung" meinen. "Compassion", "Nähe" und "Distanz" sind Bestimmungen auf der Ebene des Erlebens und der Beziehung. Wie Watzlawick bemerkt, erweist sich aber jeder Befehl, jede Forderung, ein bestimmtes Gefühl zu haben oder eine bestimmte Beziehung herzustellen als Illusion. Man kann niemandem befehlen, zu jemandem Sympathie zu empfinden oder jemanden zu lieben[1]. Wie wir im Beispiel von Interviewer A gesehen haben, kann es zum Konflikt kommen zwischen dem Wunsch, jeglichen Kontakt mit dem Probanden zu meiden und dem Wunsch, die diagnostische Aufgabe möglichst gut zu lösen, was aber Bereitschaft zum Kontakt voraussetzt. Interviewer A in unserem Beispiel versuchte, diesen Konflikt zu lösen, indem er eine Rolle spielte, welche die Vernachlässigung des Beziehungsaspektes der Kommunikation legitimierte, da die Beziehung in der institutionalisierten Rolle – mindestens weitgehend – bereits feststeht. Schramls Bemerkung[2], dass die Institutionalisierung der psychologischen Untersuchungssituation laut einer Angabe von Schraml aus dem Jahr 1962 noch nicht gegeben sei, im Gegensatz zu derjenigen der Arzt-Patient-Beziehung, haben wir bereits in Frage gestellt. Auch dürfte die heutige Praxis unsere Auffassung bestätigen, wonach der Proband in der Mehrzahl der psychologischen Untersuchungssituationen erwartet, dass der Experte ihm eine Reihe von Fragen stellen wird, die zur Klärung der Frage beitragen, welche den Probanden

---

1 vgl. Watzlawick P., 1969, S. 142
2 vgl. 1. Teil, S. 58

veranlasst hatten, sich in eine solche Untersuchungssituation zu begeben. Gerade weil die frühere Auffassung hinsichtlich der Aufgabe des Psychodiagnostikers in ihren Konsequenzen so starre Formen angenommen hatte, wie sie nur unter einem generellen Konsens bzw. einer Institutionalisierung denkbar ist, konnte sie in so starken Gegensatz zu den heutigen Bestrebungen gestellt werden.

Die Wandlung in der Auffassung der Rolle des Psychologen in der diagnostischen Situation haben wir in unserer eigenen Gruppe erlebt. – Zu Beginn unserer gemeinsamen Arbeit stellten wir uns unter Diagnostik eine Aufgabe vor, die man wohl am besten einem Computer hätte übergeben können. Die Verhaltensäusserungen unserer Probanden verglichen wir mit einem erarbeiteten Schema von psychopathologischen, charakterologischen oder qualifizierenden Kategorien. Die Interviews bestanden in entsprechender Datensammlung, und der Interviewer spielte die Rolle des möglichst neutralen Befragers. Der beobachtete Proband wurde dann einer oder mehreren der vorhandenen Kategorien zugeordnet, und damit war die Diagnose abgeschlossen. Eine Hauptschwierigkeit lag im Abgrenzen der Zuordnungskategorien. Unsere Uebungen in dieser Methode mit einigen Patienten der psychiatrischen Universitätsklinik stellten uns kaum vor Probleme, welche uns Anlass gegeben hätten, unsere Methode neu zu überdenken. Es ging ja darum, herauszufinden, in welche Kategorie der Proband einzuordnen war, und unsere Methode erwies sich für diesen Zweck als erfolgreich. Erst die Konfrontation mit Probanden ausserhalb der Klinik, mit sogenannt gesunden oder normalen Menschen – z. T. Freunden oder Bekannten der Gruppenmitglieder, welche sich für unsere Uebungen zur Verfügung stellten – brachten eine Wandlung in unsere Auffassung bezüglich der diagnostischen Aufgabe. Nach Gill, Newman und Redlich[1] wurde unsere Verfahrensweise, die wir von der Psychiatrie übernommen hatten, ausschliesslich für den Umgang mit psychotischen Patienten entwickelt, die unfähig waren, im Interview voll zu

---

1 Gill, Newman u. Redlich: "The initial interview in psychiatric practice" New York 1954, S. 22 f.

kooperieren. Spätestens beim psychiatrischen Interview mit unseren freiwilligen Probanden mussten wir erfahren, was Gill, Newman und Redlich bereits 1954 bemerkt hatten:

"Die Anwendung dieser Technik bei nicht psychotischen Patienten ist eindeutig eine Beleidigung. Im Lichte unserer neueren Erkenntnisse über die Schizophrenie ist der Gebrauch einer derartigen Methode bei Psychotischen vielleicht ebenso grob. Wir glauben auch, dass die Ausbildung in einer so gefühllosen Technik das Training junger Psychiater behindert und sich schädlich auf die Entwicklung unserer Fachrichtung ausgewirkt hat."[1]

Es geht hier jedoch nicht darum, die Wandlung in der psychologischen Diagnostik, wie sie im ersten Teil beschrieben wurde, nochmals aufzurollen, sondern um die Frage, warum es trotzdem immer wieder zu "Rückfällen", zu einem eigenartigen Festhalten an der alten Methode gegen alles Besserwissen kommt. Den Grund im Falle unseres Beispiels von Interviewer A haben wir bereits angegeben: aufgrund seiner mangelnden Sympathie oder seines mangelnden persönlichen Interesses am Probanden geriet er in Konflikt mit seiner Aufgabe und wählte eine "institutionalisierte Distanz"[2].

Woher kommt es, dass trotz unseren Bemühungen, "eine Situation zu diagnostizieren, nicht einen künstlich von seiner Umwelt isolierten Menschen"[3], die alte, undynamische Weise der Befragung sich immer wieder "einschleicht"?

Aufgrund der Erfahrungen in unserer Gruppe liegt die Vermutung nahe, dass die alte Methode besonders dem Anfänger die Möglichkeit bietet, seine Unsicherheit in der Rolle des neutralen Befragers zu überwinden. Gill, Newman und Redlich beschreiben, dass sie Datensammeln im Interview häufig dann beobachten konnten, wenn der Interviewer ängstlich oder überrascht war. Dieses Verhalten stelle deutlich einen Sicherheitsmecha-

---

1 Gill, Newman u. Redlich, 1954, S. 22 f.
2 vgl. 1. Teil, S. 73
3 Imoberdorf U., 1971, S. 7 f.

nismus dar, mit dessen Anwendung der Interviewer zurückfalle in die medizinische Tradition der Befragung und der greifbaren Fakten[1]. Auch Jacobi weist darauf hin, dass das Tragen einer Maske (bzw. Rolle) seit jeher angstbefreiend gewirkt habe[2]. Das Ich verschwinde hinter den Inhalten des kollektiven Unbewussten, es habe keine Verantwortung mehr zu tragen[3]. Imoberdorf erwähnt die Distanz des Interviewers ebenfalls im Zusammenhang mit dessen Angst vor der Verantwortung:

"Wie wichtig und zentral die Stellung des Psychologen ist, wird deutlich, wenn man sich den Einfluss vergegenwärtigt, den er auf den weiteren Lebenslauf eines Menschen haben kann. ... So wird der Psychologe in gewissen Fällen zu einer Schlüsselfigur im Leben eines Menschen. Auf ihn zentrieren sich Aengste und Hoffnungen eines Getesteten ... Der Psychologe kann sich, um sich dieser Aufgabe zu entziehen, gleichsam hinter der Gültigkeit seiner Methoden verschanzen. Er kann sich in blosse Distanz und teilnahmslose Neutralität zurückziehen."[4]

Von der ethischen Dimension der Problematik des diagnostischen Gesprächs wird im Schlusskapitel noch die Rede sein. Es sei hier jedoch festgehalten, dass die Angst vor der persönlichen Verantwortung zur grundlegenden Problemstellung jeder psychologischen Tätigkeit gehört und dass der Glaube an eine mögliche Verschiebung der persönlichen Verantwortlichkeit auf irgendeine Instanz oder Institution letztlich eine Illusion ist. In dieselbe Richtung weist Imoberdorf, wenn er sagt, dass man "dem Sein-in-Situationen nicht entrinnen und nur von einer Situation in die andere fliehen kann"[5].

In unserer Gruppe hat sich auch gezeigt, dass der Rückfall in die alte Befragungstechnik sehr oft mit der Bereitschaft zur Verantwortung in engstem Zusammenhang stand, jedoch nicht nur im Sinne einer generellen Ablehnung von Verantwortung. Rückfälle kamen in unserer Gruppe auch vor aufgrund des Bewusstseins der eigenen Verantwortlichkeit,

---

1 Gill, Newman u. Redlich, 1954, S. 90
2 Jacobi J.: "Die Seelenmaske", Olten 1971, S. 47
3 vgl. unsere "Zusammenfassenden Betrachtungen" am Schluss
4 Imoberdorf U., 1971, S. 83
5 " " " S. 82

nämlich dann, wenn der Interviewer vom Sinn und Zweck seines Verfahrens nicht überzeugt war. Er projizierte seine Unsicherheit auf den Probanden, mit dem er insgeheim übereinstimmte: "Wie wollen Sie erkennen, was mit mir wirklich los ist, – nur mit Reden?" So kam er sich vor sich selber wie vor dem Probanden lächerlich vor. Gill, Newman und Redlich schreiben, dass sogar unter relativ dynamisch orientierten Psychiatern ein gewisses Widerstreben herrsche, zu akzeptieren, dass ihr wichtigstes Instrument die Kommunikation sei[1]. Vor allem der Anfänger neige zu dieser Haltung. Es scheint uns auch einleuchtend, dass die Vielfalt der Schwierigkeiten des diagnostischen Gesprächs in ihrer Bedeutung erst durch die Gesprächsführung selbst, d.h. die Erfahrung und Reflektierung der eigenen Erlebnisse (z.B. in der Feed-back-Gruppe) eingesehen werden kann, und dass sich diagnostische Gesprächsführung erst demjenigen als eine Kunst erweist, der sich in ihr übt. Jedem Lernen, jedem Schülertum ist das Problem der Unsicherheit immanent. Das Problem wird je leichter empfunden, je weniger es mit Verantwortung vor oder gegenüber dem Mitmenschen verbunden ist. Diagnostische Gesprächsführung, d.h. die Aufgabe oder Rolle des Diagnostikers kann nicht im Alleingang, sondern nur am Mitmenschen geübt werden, sodass Konflikte zu erwarten sind. Auf die Konsequenzen einer nur halb oder schlecht gelernten Rolle hat auch Moreno, der Begründer des Psychodramas und des Soziogramms, hingewiesen. Da man vom Einzelnen erwarte, dass er seiner offiziellen Rolle in der Gesellschaft gewachsen sei, könne es zum Konflikt kommen zwischen dem Selbst und den Rollen, die ein Mensch in der Gesellschaft spielen müsse. Von Heranwachsenden sei zu erwarten, dass sie beim Versuch, ihre Rollen zu lernen, Widersprüchen und Verstrickungen anheimfielen. Eine nur halb oder schlecht gelernte Rolle könne Angstgefühle auslösen[2]. Die Angst vor oder die Unsicherheit gegenüber der Rolle des Diagnostikers als Mitmensch und infolgedessen das fluchtartige Zurückgreifen auf die altbekannte, gelernte Rolle des Diagnostikers als "neutraler Befrager" hatte in unserer

---

1 Gill, Newman u. Redlich, 1954, S. 24
2 nach Bischof, 1970, S. 249

Gruppe einen Hintergrund, der unseres Erachtens in einer Aufzählung von Gründen für das Zurückgreifen auf die alte Interview-Methode nicht fehlen darf: die zu erlernende Rolle des Diagnostikers als Mitmensch war zuwenig definiert. Wie schwierig es aber ist, erstens die Bedeutung des Mitmensch-Seins zu beschreiben und zweitens Anweisungen für das zu geben, was wir bei unserem eigenen Versuch als "Compassion" herausgearbeitet haben, dürfte im Vorherigen zum Ausdruck gekommen sein.

Als weiteren Grund für das Festhalten an der alten Befragungsweise nennen Gill, Newman und Redlich das Bedürfnis des Interviewers, sich gegen unangenehme, das eigene Gleichgewicht gefährdende Eröffnungen vor allem gestörter Probanden zu schützen. Die Demonstration der eigenen Ueberlegenheit, wie sie dem sozialen Machtgefälle als einer Eigenart dieses Verfahrens entspricht, lässt sich in diesem Falle als "Flucht nach vorn" auffassen: durch eine "inquisitorische" Gesprächsführung kann sowohl die eigene emotionale Haltung oder Beziehung zum Gegenüber abgewehrt oder erstickt werden, als auch kann der Ausdruck der Gefühle des Probanden gegenüber dem Befrager unterbunden werden[1]. Hier wäre unser Beispiel von Interviewer A anzuführen, obwohl der Ausdruck "inquisitorische Gesprächsführung" für dessen Befragungsweise als eine zu krasse Uebertreibung gelten müsste. – Interviewer A mochte wohl einige persönliche Eigenarten aufweisen, die man sehr leicht als "neurotische Züge" zu benennen bereit ist, doch verhielt er sich keineswegs in all seinen Interviews so wie gegenüber dem Probanden P. Wir haben seine Haltung gegenüber P als Weigerung oder Ablehnung, sich in sein Gegenüber einzufühlen und sich ihm selbst zu öffnen, beschrieben. Unser Beispiel kann hier insofern als Illustration für die Feststellungen von Gill, Newman und Redlich herangezogen werden als A in diesem speziellen Fall seine eigene emotionale Haltung gegenüber P verbergen wollte.

---

1 Gill, Newman u. Redlich, 1954, S. 23

Alle der erwähnten Hintergründe für das Festhalten an der alten Befragungstechnik – und diese Aufzählung liesse sich noch beträchtlich erweitern – werden vor der diagnostischen Aufgabe als Konflikt erlebt, den wir als Rollenkonflikt bezeichnen. Es handelt sich immer um den Konflikt zwischen dem Inperativ der diagnostischen Aufgabe einerseits, welche identisch ist mit dem Imperativ, die wie auch immer aufgefasste, aber doch auch unausweichlich bestehende Rolle des Psychologen, des Diagnostikers, kurzum des Experten auf sich zu nehmen, – und anderseits der ebenfalls unausweichlichen Situation, die wie auch immer empfundene Rolle als Mitmensch zu spielen. Mit dieser Ausdrucksweise lehnen wir uns an die Ruddock'sche These der Universalität der Rolle an, welche besagt, dass wir immer Rollen spielen[1]. Imoberdorf bezieht die vorher erwähnte Unmöglichkeit, dem Sein-in-Situationen zu entrinnen, auf das Rollenspiel und weist damit in dieselbe Richtung:

"Wie man dem Sein-in-Situationen nicht entrinnen und nur von einer Situation in die andere fliehen kann, so ist es auch unmöglich, sich gänzlich seiner Rollen zu entledigen. Wir können zwar versuchen, uns von den Rollen abzusetzen, die uns zugeschoben werden. Doch in unserem Verhalten bleiben wir, wenn auch in Ablehnung und Protest, auf diese Rollen bezogen. Es kann auch vorkommen, dass eine Rolle, gegen die man sich wehrt, letztlich das Verhalten in noch viel ausgeprägterem Mass bestimmt, als wenn man sie widerspruchslos übernehmen würde."[2]

2. Das Rollenmodell als Hilfe

Die Betrachtung der Persönlichkeit unter dem soziologischen Aspekt der Rolle bzw. des Rollenspiels, welche in der genannten These der Universalität der Rolle zum Ausdruck kommt, führt zum Rollenmodell: Ausgangspunkt für die Erklärung und Beschreibung der Persönlichkeit ist nicht mehr das Individuum, sondern die Kultur, die Gesellschaft bzw.

---

1 Ruddock R.: "Roles and relationships", Routledge and Kegan, New York 1969

2 Imoberdorf U., 1971, S. 82

die Interaktion ihrer Mitglieder[1]. Ein Blick auf einige Beiträge zur Rollentheorie, insbesondere auf die dortige Darstellung des Rollenkonfliktes, drängt sich auf bei der Suche nach einer Lösung dieses Konflikts in der Interviewsituation. Es geht dabei um die Frage, welches die miteinander in Konflikt geratenden Elemente sind und um die Frage, ob und inwiefern wir unter der These der Universalität der Rolle eher von Zwang oder von Freiheit des Rollenspiels sprechen können.

Als Antwort auf die erste Frage, zwischen welchen Funktionseinheiten der Persönlichkeit der Rollenkonflikt stattfindet, bieten sich uns folgende Möglichkeiten an:

- zwischen mir und einer Rolle (Imoberdorf)
- zwischen dem Selbst und einer Rolle (Sarbin u. Moreno)[1]
- zwischen der Individualität und der Persona (Jung)
- zwischen zwei Rollen, die sich nicht vereinbaren lassen (Sarbin u. a.)
- zwischen verschiedenen Erwartungen, die an eine Rolle herangetragen werden (Intrarollenkonflikt bei Sarbin)

Nach Sarbin[1] ist unter einer Rolle entweder eine strukturierte Abfolge gelernter Handlungen, ausgeführt von einer Person in Interaktion zu verstehen, also das, was wir Rollenspiel nennen, – oder die Gesamtheit der Erwartungen, die an eine Position gerichtet werden. Sarbins Intrarollenkonflikt, den wir als fünften Punkt genannt haben, liesse sich aus der Sicht von Ruddock und Banton[2] auf einen Konflikt zwischen zwei Rollen reduzieren, d. h. auf Punkt 4. Es scheint uns deshalb richtig, nur zwei Gruppen der Konfliktdarstellung zu unterscheiden: Rolle-Rolle-Konflikt und Rolle-x-Konflikt, wobei für x die Ausdrücke "Selbst", "Individualität", "Persönlichkeit" etc. eingesetzt werden können. Man würde nun die These von der Universalität der Rolle missverstehen, wenn man x immer auch als eine Rolle (eben des Selbst) auffasste. Die These

---

1 Sarbin T. R.: "Role Theory" in Gardner/Lindzey: Handbook of Social Psychology, Bd. I, S. 249 ff., Cambr. Mass. 1954

2 Ruddock, 1969, S. 65

meint nur, dass wir immer eine Rolle spielen, nicht aber, dass das Selbst mit der Rolle gleichzusetzen sei. Wir heben uns hiermit ab gegenüber der Idee des "homo sociologicus"[1], nach welcher die Persönlichkeit als Schnittpunkte oder Summe aller Rollen aufgefasst wird, die ein Individuum in der Gesellschaft innehat oder als "System internalisierter Rollen"[1]. Diese Idee abstrahiert in der Persönlichkeitsdefinition von konkreten Individuen; für jeden gegebenen Schnittpunkt einer Reihe von Positionen wären die Individuen auswechselbar. Die Betrachtung der Persönlichkeit als Summe von Rollen widerspricht dem Begriff "Individuum", welcher die Idee der Unteilbarkeit ausdrückt. Redensarten wie "er ist auch nur ein Mensch" und "du musst das nicht persönlich auffassen" zeigen, dass wir grundsätzlich den Menschen nicht als mit seiner Rolle identisch auffassen. "Er ist auch nur ein Mensch" bedeutet: er ist nicht identisch mit seiner Rolle, und "persönlich auffassen" können wir eine Aussage nur dann, wenn wir sie auch anders, nämlich in unserer Eigenschaft als Inhaber bestimmter Rollen, auffassen können.

Wenn Sarbin schreibt, dass sich bei näherer Untersuchung herausstelle, dass sich Beispiele von sogenannten Selbst-Rollen-Konflikten überführen lassen in Fälle von Rollen-Rollen-Konflikten, so gehört er deswegen nicht zu den Verfechtern der Idee des "homo sociologicus" im obigen Sinne, sondern er macht uns nur aufmerksam auf die Schwierigkeit, eine Grenze ziehen zu können zwischen Rollenspiel und Individualität[2]. Nach Sarbin gehört es eben zur Rolle, dass sie sich von etwas anderem unterscheidet, dass sie gelernt werden muss und nicht von Anfang an da ist, auch dass sie von uns g e s p i e l t wird. Das Selbst ist für ihn eine kognitive Struktur. Es entsteht aus der bisherigen Erfahrung einer Person mit anderen Personen und Objekten. Er definiert das Selbst als Erfahrung der Identität, die sich aus der Interaktion einer Person mit anderen Personen, Dingen und Körperteilen ergibt. Soziale Rollen werden nur vor dem Hintergrund des Selbst überhaupt wahrgenommen und

---

1 Roth E.: "Persönlichkeitspsychologie", Stuttgart 1969, S. 83
2 Sarbin u. Allen, 1968, S. 524, vgl. auch Imoberdorf, 1971, S. 80

gespielt. Das Selbst, wie alle kognitiven Strukturen, tendiere dazu, seine Organisation trotz Störeinwirkungen aufrechtzuerhalten. Dasselbe gelte für seine Substrukturen, die Systeme von Rollenerwartungen. Der Konflikt entstehe dann, wenn das Hauptsystem (Selbst) den Organismus zum Spielen eines Satzes von Rollen anleite und dieses kleine System von Rollenerwartungen in Hinsicht auf das Selbst inkongruent oder widersprüchlich sei. Diesen Konflikt nennt Sarbin auch die Basis für die Tragödie und andere literarische Gattungen.

Die Konflikt-Abwehr wird folgendermassen beschrieben:
Um das Gleichgewicht wiederherzustellen, verhalte sich eine Person so, dass die Veränderungen in beiden Systemen (Rolle und Selbst) minimal bleiben. Diese Verhaltensweisen zur Erhaltung des Gleichgewichts oder Wohlbefindens seien beschrieben worden
- als Abwehrmechanismen (Anna Freud 1937)
- als Anpassungstechniken (Cameron 1947)
- als Angstabwehr (Fenichel 1946)
- als psychodynamische Mechanismen (Rosenzweig 1944).

Verdrängung, Projektion, Verleugnung, Isolierung, wunscherfüllende Phantasie, Verschiebung, Rationalisierung, Ueberkompensation werden so darstellbar als Verhaltensformen zur Erhaltung der Selbstkonstanz, die gleichzeitig die Erfüllung der Rollenerwartungen erlauben[1].

Sind wir davon ausgegangen, dass die Rolle eine Anpassung an äussere Erwartungen, Ansprüche und Bedingungen bedeutet, und wurde eine Reihe von möglichen Antworten bzw. "Mechanismen" des "Hauptsystems" oder des "Selbst" angegeben, um diese Anpassung ohne Verlust des Gleichgewichts oder, um eine Formulierung von Jung zu verwenden, "der notwendigen Bequemlichkeit"[2] leisten zu können, so wurde damit vor allem der Zwang oder die Unentrinnbarkeit der Rolle bzw. des Rollenspiels in den Vordergrund gestellt. Es soll nun aber auch auf den

---

1 Sarbin T. R., 1954, S. 249 ff. und 1968, S. 488 ff.
2 Jung, C. G.: "Psychologische Typen", Ges. Werke Bd. 6, 1960, S. 505

Spielraum, auf eine gewisse Freiheit in der Rollengestaltung hingewiesen werden, welche uns dieser Zwang dennoch übriglässt. Imoberdorf schreibt, dass jeder Mensch seiner Rolle ein einmaliges Gepräge gebe und man die Rolle nicht nur unter dem negativen Bild einer einengenden, unnatürlichen Maske sehen dürfe, welche die Spontaneität und die freie Entfaltung beeinträchtige. Sie müsse im Gegenteil in ihrer durchaus positiven Funktion verstanden werden, da sie überhaupt erst eine Gemeinschaft ermögliche, indem sie dem Einzelnen seinen Platz und seine Aufgabe vorzeichne[1]. Auch Jacobi hebt die positive Funktion des Rollenspiels hervor, wobei sie sich im Vokabular des Jungschen Persönlichkeitskonzepts ausdrückt:

"Solange die Persona ungezwungen wächst, sich differenziert und flexibel bleibt, zur freien Verfügung des Individuums steht, ist sie eine Hilfe. Wir müssen nämlich unterscheiden zwischen einer Persona, die steif und starr, undurchlässig für jede Gefühlsregung, eine Art von Gesichts- und Benehmenskorsett, das auszuziehen die grösste Mühe bereitet, und einer Persona, über die der Mensch bewusst verfügt, das heisst, die er je nach Notwendigkeit an- oder ablegt."[2]

Die Rollenflexibilität, "Rollendistanz" (Ruddock 1969) und die Fähigkeit, eine Rolle gegen eine andere zu wechseln, sind als Ansprüche aufzufassen, denen ein verantwortungsbewusster Interviewer genügen muss. Imoberdorf nennt die Bereitschaft, sich von einer Rolle zu lösen und je nach Bedarf und Situation eine neue zu übernehmen, "ein weiteres Gebot des mitmenschlichen Zusammenseins" und charakterisiert den reifen Diagnostiker folgendermassen:

"Ein selbständiger, verantwortungsbewusster Mensch zeichnet sich nicht dadurch aus, dass er seine Rollen vernachlässigt, um 'nur seinem Gewissen' zu folgen, sondern im Gegenteil dadurch, dass er seine Rollen kennt, durchschaut und souverän beherrscht, gleichsam 'über ihnen steht' und sich dadurch die nötige Freiheit erspielt, um ihnen ein persönliches Gepräge zu geben."[3]

---

1 Imoberdorf U., 1971, S. 80
2 Jacobi J., 1971, S. 53
3 Imoberdorf U., 1971, S. 80 f.

Während uns die von Imoberdorf genannte zweite und dritte Forderung, nämlich unsere Rollen zu durchschauen und souverän zu beherrschen als eine Folge der ersten Forderung, seine Rollen zu kennen, erscheinen sowie auch als Uebungssache, verlangt die erste Forderung eine genauere Betrachtung und Unterscheidung von Rollentypen. Imoberdorf weist auf eine Gemeinsamkeit von Rollentypen und Situationstypen hin:

"Aehnlich wie man lang andauernde Situationen von solchen unterscheiden kann, die sich in kurzen Zeitabständen ablösen, gibt es auch Rollen, die ein Mensch ein Leben lang oder auch nur wenige Minuten verkörpert."[1]

Rollen unterscheiden sich z.B. in bezug auf die Zeit, in der sie gespielt werden, auf ihre Flexibilität, d.h. wie leicht sie zu wechseln oder umzuformen sind, und in bezug auf ihre Universalität, d.h. wieviele Menschen sie innehaben.

Auf der Unterscheidung der Rollen nach diesen Kriterien beruht ein wichtiges Konzept innerhalb der Rollentheorie, die Hierarchie der Rollen. Der im Sinne dieses Konzeptes entworfene Rollenbaum[2] scheint uns geeignet als Illustration der Rollenhierarchie und als Ueberblick über die Eigenschaften verschiedener Rollen. Nach Ruddock[2] spalten sich grundlegende, nur schwer zu wechselnde Rollen auf in leichter zu wechselnde Rollen, welche die Grundrollen mit sich bringen. Ein Beruf z.B. bringt verschiedene Verpflichtungen gegenüber bestimmten Menschen mit sich. Die Erfüllung dieser Verpflichtungen kann wieder auf verschiedene Weisen getätigt werden etc. Der Rollenbaum ist nur für die Darstellung der Situation des Einzelnen geeignet. Für zwischenmenschliche Beziehungen eignen sich am besten kybernetische Modelle.

Das Konzept der Rollenhierarchie scheint uns für die Rollenkonflikte des Interviewers deshalb interessant, weil es uns vor Augen führt, welche Rollen wir verweigern können, welche wir einfach hinnehmen müssen,

---

1 Imoberdorf U., 1971, S. 78
2 Ruddock R., 1969, S. 65, nach Banton 1965

auf welche Weise wir die hingenommene Rolle ausgestalten können und wollen, welches unsere Lieblingsrolle ist, welche Rolle wir möglichst vermeiden möchten etc. Der Rollenbaum kann uns als wertvolles Uebungsinstrument dienen zur eigenen Beobachtung. Bei der Uebung in diagnostischer Gesprächsführung, wie sie von unserer Gruppe unternommen wurde, ist die Aufstellung eines Rollenbaums aufgrund eines mit Video-Recorder festgehaltenen Gesprächs eine zwar aufwendige, aber auch spannende und aufschlussreiche Arbeit. Je besser wir uns in unseren Möglichkeiten und Einstellungen zu Rollen kennen, desto mehr gewinnen wir die Fähigkeit zur freien Gestaltung eines Gesprächs bzw. die Freiheit zum besussten Rollenspiel und damit die Rolle als diagnostisches Instrument, das wir einsetzen können:

"Es liegt am Diagnostiker, die Rolle, die ihm der Proband zuspielt, aufzunehmen und sie im Verlauf der Untersuchung der Situation entsprechend zu modifizieren. Unter Umständen wird er sich weigern, eine ihm zugespielte Rolle zu übernehmen, um vielleicht gerade dadurch den Probanden zu provozieren und zu einer Stellungnahme aufzufordern."[1]

Wenn Moser die Frage aufwirft, wie der Interviewer seine asymmetrische Machtposition akzeptieren könne[2], so scheint uns jetzt folgende Antwort gegeben: – Indem wir einsehen, dass die Rolle des Experten zu jenen Rollen gehört, aus denen es kein Entweichen gibt und dass "die funktionelle Autorität des Experten, die ihm dank seiner Sachkenntnis zukommt"[3], kein Hindernis zu echter Begegnung und Kommunikation darstellt, sofern der Experte seiner Bezeichnung gerecht wird und auch Experte bleibt in der Gewährung einer flexiblen Rollenverteilung.

Dass wir uns hier auf die Rollenkonflikte des Interviewers beschränkt haben und nicht auf die Sicht aus der Position des Probanden eingegangen sind, liegt erstens daran, dass der Begriff der Rolle das mitmenschliche Aufeinander-Bezogen-Sein bereits enthält und wir zweitens an ande-

---

1 Imoberdorf U., 1971, S. 83 f., vgl. dazu die umgekehrte Provokation des Probanden unseres Beispielinterviews A, S. 71
2 Moser U., 1964, S. 264
3 Imoberdorf U., 1971, S. 84

rer Stelle schon auf die Berücksichtigung der rollenspezifischen Erwartungsnorm bei der Interpretation des Verhaltens des Probanden hingewiesen haben[1]. Auch wird die Bedeutung der Gegenseitigkeit des Verhaltens im folgenden Kapitel ausführlicher zum Ausdruck kommen im Lichte des Beitrags von Watzlawick und seinen Mitarbeitern zur menschlichen Kommunikation. Trotzdem drängt es sich auf, die Konsequenz des Rollenspiels als eines Merkmals der diagnostischen Situation für die Beurteilung nochmals zu betonen:

Eine situationsbezogene Beurteilung eines Menschen berücksichtigt immer auch seine Persona. Der Andere ist ebenso Maskenträger und Rollenspieler wie wir selbst. Dies gilt vor allem für jene Gespräche, in denen es uns nicht gelingt, zur "fremden Wirklichkeit" vorzustossen, und in denen keiner der Gesprächspartner das Gefühl hat, dem andern wirklich nahegekommen zu sein, – im begegnungslosen Nebeneinander. Es gilt aber auch für das Gespräch, in dem eine Begegnung stattfinden konnte, wobei uns gerade an der Begegnung das Rollenspiel als solches aufgeht oder verständlich wird.

3. Begegnung und Spontaneität

Wir haben den Rollenkonflikt und die starre Rolle als Hindernisse der Begegnung dargestellt. Wenn wir aber das Gespräch selbst als Rollen-Spiel mit flexiblen Rollen betrachten, steht die Tatsache, dass wir immer Rollen spielen, einer Begegnung nicht mehr im Wege. Die Gewährung einer flexiblen Rollenverteilung auf der Basis eines stillschweigenden Konsensus mit der Expertenrolle als einem wesentlichen Merkmal der diagnostischen Situation bedeutet spielerische Bereitschaft zur Konfrontation mit Neuem, Unvorhergesehenem, Einmaligem und bedeutet damit auch Spontaneität.

---

1 vgl. 1. Teil, S. 59

Dies festzuhalten erscheint uns deshalb wichtig, weil immer wieder behauptet wird, Begegnung könne nur spontan, d.h. unvorhergesehen, stattfinden, Begegnung sei ein Ereignis, ein zufälliges, unberechenbares Geschehen, das zwei Menschen zustösst, sich aber nicht planen, fördern oder gar erzwingen lasse. Dass sich Begegnung jeder Berechnung entzieht, ist wohl unbestritten, ebenso dass sie sich nicht erzwingen lässt. Wenn sie sich aber auch nicht fördern liesse, würde dies bedeuten, dass Begegnung einer passiven Grundhaltung entspringen muss und somit weder im diagnostischen noch therapeutischen Gespräch möglich ist, da ja diese Gespräche bezwecken, eine Gelegenheit zur Begegnung zu schaffen. Unsere Auffassung der Rollenflexibilität und Spontaneität als Weg zur möglichen Begegnung entspricht ganz der Ueberzeugung, dass Begegnung ein Ereignis, d.h. etwas Spontanes sei, doch widerspricht sie der Auffassung, dass jede aktive Grundhaltung – und dazu wäre auch die Hoffnung zu zählen – das spontane Eintreten eines Ereignisses verunmögliche. Die Annahme und Hoffnung, dass eine Begegnung eintritt, verunmöglichen die Begegnung nicht, da sie unsere Spontaneität nicht verhindern. Nur die Angst und Unsicherheit, ob wir "es schaffen", d.h. der Zwang, verunmöglichen Spontaneität und Begegnung.

Spontaneität bedeutet immer Hingabe und setzt damit eine gewisse Stärke voraus: das Akzeptieren der eigenen Persönlichkeit oder anders ausgedrückt, die Freiheit von der Angst, entwertet zu sein, wenn diese Persönlichkeit vom andern entdeckt wird. Diese Hingabe in der diagnostischen Situation bedeutet nicht einfach Passivität, sondern sie ist eine aktive Haltung im Sinne eines "Sich-offen-Haltens in der Entschlossenheit des Seins zum Du"[1]. Die Forderung von Spontaneität als Hingabe stellt daher für den Interviewer eine Anforderung an die Reife seiner Persönlichkeit dar.

Die Spontaneität als Bereitschaft zur Hingabe an die durch die Mitwirkung des Gesprächspartners jederzeit neue Situation zeigt sich in der

---

1 Von Uslar D., 1959, S. 107

Begegnung als Fähigkeit, sich über die allgemeingültigen Spielregeln oder Formen gesellschaftlichen Umgangs hinwegzusetzen, sie zu sprengen und neue Regeln zu schaffen, welche dieser besonderen Begegnung angemessen sind. Damit scheint uns die Rollenflexibilität am treffendsten beschrieben zu sein.

Wir haben Spontaneität als Hingabe an das Ungewisse dargestellt. Sie ist auch die Bereitschaft, sich ergreifen zu lassen, welche nicht von der Angst begleitet ist, sich dabei zu verlieren. Die Bereitschaft zur Ueberraschung ist der wirklichen Ueberraschung, welche der Begegnung eigen ist, nicht hinderlich, sondern macht sie im Gegenteil erst möglich. Nach unserer Erfahrung ist diese Hingabe der erste Schritt zur Partnerschaft. Wenn der eine spürt, dass der andere bereit ist, etwas zu geben – wie etwa akzeptierend auf ihn einzugehen, für ihn offen zu sein, sich selbst echt zu zeigen – und ihn nicht einfach nur "auszupressen", ist auch er eher bereit, etwas beizutragen. Die grundsätzliche Asymmetrie der diagnostischen Beziehungssituation tritt dann in den Hintergrund, um einer neuen, g e m e i n s a m e n Basis den Raum zu überlassen. Diese Beobachtung konnte auch in unserem Beispiel-Interview von Untersucher B gemacht werden, der von Anfang an spontan war und wirkte: aus freier Regung bot er dem Probanden an, in gleicher Weise wie er selbst die Art der "Atmosphäre" im folgenden Gespräch zu bestimmen. Rollenflexibilität oder Spontaneität figuriert auch unter den Richtlinien, die N. u. G. O'Neill zur Partnerschaft angegeben haben[1]. Indem die Offenheit für das Neue, Unerwartete die Lebendigkeit oder Dynamik des Gesprächs bestimmt, ist der Gesprächsdiagnostiker nicht zur Routinearbeit verdammt, sondern besitzt er das Privileg einer immer neuen kurzweiligen und anspruchsvollen Aufgabe.

---

1 O'Neill N. u. G.: "Die offene Ehe" Scherz Bern und München 1972

III DAS GESPRAECH ALS KOMMUNIKATION

1. Watzlawick: Menschliche Kommunikation und ihre Grundgesetze

Bei den Uebungen unserer Seminargruppe mit Video-Recorder, im klinischen Praktikum und in einer Reihe von Tiefeninterviews haben wir versucht, zu einer Persönlichkeitsbeschreibung des Exploranden zu gelangen, indem wir die gesammelten Informationen nach zwei Gesichtspunkten interpretierten: Nach psychiatrischem Vorbild hofften wir die psychodynamischen Faktoren Intellektualität, Emotionalität und Erleben herauszuarbeiten, während aufgrund einer psychoanalytischen Auffassung des Seelischen das dynamische Zusammenspiel intrapsychischer Kräfte, insbesondere die Abwehrstruktur, geklärt werden sollte. Dabei haben wir erfahren, dass das Studium der Wechselwirkung zwischen Individuum und Umwelt, zwischen dem Exploranden und uns, der Bereich des zwischenmenschlichen Verhaltens, entscheidend ist, um einen Menschen besser zu verstehen. Das zwischenmenschliche Verhalten entscheidet letztlich in allen menschlichen Systemen wie Ehe, Familie, Klassenverband, Betrieb über die soziale Rolle des Einzelnen. So wird z. B. die soziale Rolle eines Menschen nicht durch die Höhe eines IQ bestimmt, sondern durch die Weise, wie er sich seiner Umwelt gegenüber verhält: Derjenige, der sich Mühe gibt, den Eindruck von Intelligenz zu erwecken, wird wahrscheinlich anders eingeschätzt als ein anderer, der stets eine Maske gespielter Naivität und Simplizität trägt.

Mit dem "interpersonal behavior" als einem Bereich beobachtbarer menschlicher Beziehung befasst sich die Kommunikationstheorie. Da das diagnostische Gespräch einen Versuch darstellt, einen anderen Menschen richtig zu verstehen und da wir uns im Sinne eines neuen Ansatzes zur Erreichung dieses Ziels nicht mehr für die Erfassung nur des Probanden, sondern des Gesprächsgeschehens interessieren, erscheint uns die Erforschung der Grundeigenschaften menschlicher Kommunikation, wie

sie Watzlawick und seine Mitarbeiter betreiben[1], bedeutsam als Beitrag zur Bewältigung der Schwierigkeiten, die wir im letzten Kapitel ausgedrückt haben. Die Kommunikationstheorie richtet ihr Hauptaugenmerk nicht wie die psychodynamischen Theorien auf die intrapsychischen Prozesse, sondern nur auf die äusseren, allgemeinen Kommunikationsphänomene. Kommunikation wird als Essenz der Beziehung und Wahrnehmung aufgefasst. Verhalten bedeutet kommunizierende Beziehung zu den Dingen. Unsere Verhaltensweisen sind wie algebraische Grössen: sie erhalten ihren Wert erst in der Beziehung zum Kontext.

Der Unterschied zwischen unserer früheren und der kommunikationstheoretischen Perspektive im Gespräch möchte ich an einem Beispiel darstellen, das sich auf einen von unserer Seminargruppe erarbeiteten Fragenkatalog bezieht:
Wir stellen im Interview die Frage: "Kennen Sie jemanden, dem Sie alles sagen können?" und erhalten die Antwort: "Ich habe Angst vor den Menschen". Unserer früheren Untersucher-Haltung entsprechend würden wir in den Informationen über Jugendzeit und Familie bzw. allfälligen Traumata nach einer Erklärung, nach einem Anhaltspunkt für diese Menschenscheu suchen. Wir werden weiter danach fragen, wie und ob der Explorand mit seiner Angst fertig wird, d.h. welche Abwehrmechanismen er verwendet, um seine Persönlichkeit im Gleichgewicht zu halten. Orientieren wir uns in unserer Haltung an der Kommunikationstheorie, so werden wir zuerst nach dem Kontext der Aussage fragen. Je nach Mimik, Gestik und Tonfall kann diese Antwort etwa folgendes ausdrükken: "Ich habe Angst vor den andern, aber nicht vor dir" oder "Ich habe auch Angst vor dir" oder "Dir sage ich erst recht nichts" oder "Hilf mir doch, bitte!". Die Antwort hat also nicht nur einen Inhaltsaspekt, sondern auch einen Beziehungsaspekt, d.h. sie definiert die Beziehung. Wie Moser bemerkt, hat ja auch Freud den "Code"-Charakter betont, den Worte haben neben dem sprachlich vereinbarten Informations-

1 Watzlawick P., Beavin J.H., Jackson Don D.: "Menschliche Kommunikation", Bern 1969

gehalt[1]. Dieser Gedanke lässt sich auch bei Bühler nachweisen[2]. Um den Probanden richtig zu verstehen und abzuklären, ob es sich hier wirklich um eine Menschenscheu handelt, müssen wir auch den weiteren Kontext, nämlich die Weise, in der wir die Frage an den Exploranden gestellt haben, berücksichtigen, d.h. die in seiner Aussage ausgedrückte Beziehung zu uns auch an unserer eigenen zu ihm reflektieren.

Die Kommunikationsforschung ist nicht nur Anliegen der Psychologie, sondern ebenso der Biologie, Soziologie, Oekonomie, Linguistik, Mathematik u.a. Cherry Colin gibt in seinem[3] Buch "Kommunikationsforschung, eine neue Wissenschaft" einen einfachen Abriss der Methoden und Interessen der verschiedenen Gebiete. Grundsätzlich können drei Aspekte der Kommunikation unterschieden werden: die Syntaktik, die Semantik und die Pragmatik. Diese Unterscheidung stammt ursprünglich von Morris[4], der sie für seine Zeichenlehre (Semiotik) verwendet hat. Watzlawick übernimmt diese Einteilung.

Die Syntaktik befasst sich mit der Struktur der Kommunikation und ist Sache des Informationstheoretikers, der sich mit den Problemen der Nachrichtenübermittlung auseinandersetzt (statistische Eigenschaften der Sprache, Phänomene der Redundanz etc.).

Die Semantik befasst sich mit der Bedeutung der übermittelten Symbole und den verschiedenen Kommunikationsebenen. Timothy Leary[5] unterscheidet deren vier:

- die Ebene der Handlungen und Reflexe (nicht-verbale Komm.)
- die Ebene der bewussten Beschreibung (Information)
- die Ebene der symbolischen Beschreibung (Phantasie, Traum)
- die Ebene des Unausgedrückten (Auslassung, Vermeidung)

---

1 Moser U., 1964, a.a.O., S. 274
2 Bühler K.: "Sprache als Darstellungs-, Ausdrucks- und Appellfunktion", Jena 1934
3 Colin Ch.: "Kommunikationsforschung – eine neue Wissenschaft", Hamburg 1963
4 Moris Ch.: "Foundation of the Theory of Signs", Chicago 1938
5 Leary T.: "Interpersonal Diagnosis of Personality", New York 1957

Leary scheint hier von einem Schichtenmodell auszugehen: man könnte sein Konzept auf die klassischen Begriffe "Motorik, Ich, Es, Ueber-Ich" zurückführen.

Bateson[1] hebt hervor, dass in zwischenmenschlichen Beziehungen oft mehrere Kommunikationsebenen miteinander verwendet werden, z. B. in Spiel, Nicht-Spiel (Realität), Phantasie, Ritual, Humor. Wenn zwei Menschen zusammen spielen, wird nicht nur über das Spiel kommuniziert, sondern immer auch darüber, dass es nur ein Spiel ist. Wenn eine Nachricht von Sender und Empfänger verstanden wird, beeinflusst sie deren weiteres Verhalten und wirkt auf die Beziehung ein. Dies drückt den pragmatischen Aspekt aus. Die Pragmatik befasst sich also mit den Wechselwirkungen zwischen Menschen, und zwar mit den beobachtbaren Wirkungen. So ist für uns hier vor allem der pragmatische Aspekt von Interesse.

Folgendes Beispiel soll diese Dreiteilung kurz verdeutlichen, bevor wir uns mit den Begriffen der Kommunikation und Metakommunikation näher befassen:

Ein junger Mann erzählt im Freundeskreis, wie er seine Frau kennengelernt hat – auf etwas ungewöhnliche Art –, worauf die Frau heftig errötet. Wenn wir dieses Zeichen des Errötens nach den drei genannten Aspekten betrachten, so haben wir erstens ein physiologisches Phänomen: die heftige Durchblutung des Kopfes. Es erscheint unter dem syntaktischen Aspekt. Die dadurch vermittelte Botschaft lautet etwa: "Ich schäme mich" oder "Das ist gemein von dir!". Sie gehört zur Semantik. Die Pragmatik schliesslich befasst sich mit den unmittelbaren Auswirkungen dieser Botschaft. Sie könnten z. B. folgenderweise aussehen: Plötzlich herrscht betretenes Schweigen, man wechselt das Thema, der Mann entschuldigt sich oder erzählt belustigt weiter etc.

Im Wörterbuch zur Psychologie von Drever und Fröhlich wird Kommunikation definiert als "Allgemeine und umfassende Bezeichnung für Prozes-

---

1 Bateson G., Jackson D., Laing R. u. a.: "Schizophrenie und Familie", Frankfurt a. M. 1969

se, die einen Sender (initiator), Empfänger (recipient), einen Kommunikationsmodus oder -Kanal (z. B. Sprache), eine inhaltlich bestimmbare Botschaft oder Nachricht (message) und eine auf Empfang erfolgende Verhaltensänderung oder allgemein einen Effekt gleichwertiger Art als analytische Einheiten aufweisen"[1]. Diese Bestimmung entspringt einem experimentalpsychologischen Denken, das vorwiegend mit Reiz-Reaktions-Ketten operiert, wobei die "erfolgende Verhaltensänderung" nur für die Reaktionsseite zum Ausdruck kommt. Dorsch[2] erweitert den Begriff: "Kommunikation zwischen Systemen kann einseitig oder wechselseitig stattfinden. Bei wechselseitiger Kommunikation beeinflusst nicht nur der Ausgang des ersten Systems den Eingang des zweiten, sondern auch der Ausgang des zweiten den Eingang des ersten." Dorsch bezieht damit den für Watzlawick wesentlichen zirkulären Charakter der Kommunikation mit ein. Watzlawick schreibt: "In dieser pragmatischen Sicht ist ... nicht nur die Sprache, sondern alles Verhalten Kommunikation"[3]. Jaspers formuliert denselben Aspekt aus philosophischer Sicht: "Kommunikation ist ein Vorgang, in dem das Ich als Selbst dadurch wirklich wird, dass es sich im andern offenbart"[4].

Nach Watzlawicks Definition sind wir völlig von Kommunikation abhängig, nach Jaspers hängt unser Selbst davon ab. Aus dieser Distanzlosigkeit erwächst die grosse Schwierigkeit, Regeln oder Strukturen, die in menschlicher Kommunikation wirksam sind, zu erkennen. Man könnte versuchen, menschliche Verhaltensregeln auf empirischem Weg zu bestimmen, indem man Versuchspersonen nach ihren Kommunikationsweisen befragt. Watzlawick[5] betont aber, dass dies in den meisten Fällen unergiebig ist, da der Bewusstseinsgrad von Verhaltensregeln ungefähr demjenigen von Fehlleistungen entspricht:

---

1 Drever J., Fröhlich W. D.: "Wörterbuch zur Psych.", dtv 3031, 1968
2 Dorsch T.: "Wörterbuch der Psychologie", Hamburg 1970[8]
3 Watzlawick P., 1969, S. 23
4 in Wörterbuch der Philosophie, 1965, S. 320
5 a.a.O., S. 38

- Sie können voll bewusst sein (Fragebogen oder Interview sind möglich).
- Sie sind unbewusst, können aber durch Aufdeckung erkannt werden.
- Sie sind so stark verdrängt, dass sie selbst durch Hinweise nicht erkannt werden können.

Bateson führt dazu folgendes Beispiel an: "Die Tatsache, dass jemand sich gewohnheitsmässig von andern abhängig macht, ist für den Betreffenden unter Umständen viel schwerer zu begreifen als der Umstand, dass er bei einer bestimmten Gelegenheit Hilfe erhalten hat. Dies kann er vielleicht noch einsehen, aber seine noch komplexere Verhaltensform einzusehen, dass er nämlich, sobald er Hilfe erhält, meistens die Hand beisst, die ihn füttert, das kann sich seiner Wahrnehmungsfähigkeit völlig entziehen"[1].

Wir alle erleben zwar die Existenz solcher Regeln und spüren sofort, wenn ein Verhalten irgendwie auffällig ist, d.h. die Regeln verletzt, aber wir sind meist nicht fähig, genaueres darüber auszusagen. Es ist somit ausserordentlich schwer, über Kommunikation zu kommunizieren, d.h. metakommunikative Aussagen zu machen. Einen Grund, nämlich die Distanzlosigkeit des in Kommunikation verflochtenen Menschen, haben wir bereits verschiedentlich erwähnt: er kam in unserem Hinweis auf die Ueberforderung des Untersuchers zum Ausdruck[2]. Es scheint uns aber möglich, uns in der zeitweisen Distanzierung, d.h. Wahrnehmung des Geschehens, in das wir involviert sind, zu üben gerade dadurch, dass wir uns auf die Kommunikation und nicht auf ein Themenpensum konzentrieren. Die zweite Schwierigkeit zur Metakommunikation besteht nach Watzlawik darin, dass für Kommunikation und Metakommunikation nur die natürliche Sprache zur Verfügung steht. Er zieht die Mathematik zum Vergleich heran. Der Mathematiker habe es in dieser Beziehung viel leichter, denn er verfüge über zwei Sprachen: Zahlen und Symbole für die eigentliche Mathematik und die natürliche Sprache für die Mathematik.

---

1 nach Watzlawick, 1969, S. 38/39
2 vgl. 1. Teil, S. 62 ff.

Watzlawick hat versucht, die "einfachsten Eigenschaften" der Kommunikation herauszuarbeiten. Im folgenden soll ein Ueberblick über die von ihm postulierten Grundgesetze der Kommunikation oder Axiome gegeben werden[1], auf denen wir aufbauen können, wenn wir versuchen, das Gesprächsgeschehen zu analysieren, – eine Aufgabe, die sich als unerlässliche Forderung an uns stellt. Dabei wird jeweilen auch die "gestörte Kommunikation"[2] berücksichtigt zur Illustrierung unserer Probleme in der Gesprächssituation:

I. Die Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren

Es gibt keine Möglichkeit, sich nicht zu verhalten, d.h. nicht zu kommunizieren. Selbst der katatone Schizophrene, der regungslos in einer Ecke sitzt und sogar Mimik und Gestik "ausgeschaltet" hat, teilt etwas mit, nämlich dass er nicht kommunizieren kann oder will. Watzlawick beleuchtet mit diesem Axiom auch die Rolle in ihrer zwischenmenschlichen Bedeutung.

Der Versuch, eine zwischenmenschliche Auseinandersetzung zu vermeiden, bedeutet meistens, dass der Betroffene die Beziehung nicht definieren kann oder will. Er kann oder möchte nicht Stellung beziehen, was jedoch für eine ungestörte Kommunikation absolut notwendig ist[3]. Dieses Phaenomen treffen wir sowohl im Alltagsleben (z.B. in öffentlichen Verkehrsmitteln als auch bei gesellschaftlichen Anlässen) wie in der Klinik. Das Beispiel, das Watzlawick anführt, liesse sich auch auf die Explorationssituation übertragen, d.h. wir können für A und B auch "Untersucher" und "Proband" einsetzen:

A und B sind Tischnachbaren an einem Bankett. A möchte sich unterhalten. B hat aber nicht die geringste Lust dazu. Er kann weder den Saal

---

1 Watzlawick, 1969, S. 50-71
2 " " S. 72-113
3 vgl. Konflikt unseres Beispiel-Interviewers A

verlassen, denn dies wäre höchst undiplomatisch, noch mit Nachbarn kommunizieren, denn alle sind in Gespräche verwickelt. So bleiben ihm nur wenige Möglichkeiten:

- Er kann A abweisen, indem er schweigt, oder indem er ihm unmissverständlich klarmacht, dass er an einer Diskussion nicht interessiert ist. Dies erfordert jedoch Mut, denn es wird den Rest des Abends belasten.

- Er kann sich fügen und auf A's Fragen eingehen. Dies wird ihm jedoch zusehends schwerer fallen, da A vermutlich immer intimer wird.

- Er kann auch so vorgehen, dass er die eigenen Aussagen oder diejenigen von A entwertet, d.h. ihnen die klare Bedeutung nimmt. Er erreicht dies durch häufige Themenwechsel, Widersprüche, unklare Sprachformen, unvollständige Sätze usw. (vgl. Schizophrenensprache).

- Er kann Migräne, Unwohlsein, Müdigkeit vortäuschen. Damit entschuldigt er sich für seine Distanz oder Regelverletzung, denn die Symptome sind stärker als sein Wille. B kann sogar so weit gehen, dass er diese Symptome tatsächlich verspürt. Das Symptom, das sowohl psychosomatisch als auch psychoneurotisch oder psychotisch sein kann, wird hier als Flucht vor der Stellungnahme definiert und erhält eine primär zwischenmenschliche Bedeutung.

II. Inhalts- und Beziehungsaspekt der Kommunikation

Eine verbale Mitteilung hat einen Inhalt und definiert gleichzeitig die Beziehung zwischen den kommunizierenden Personen.

Da der Beziehungsaspekt Informationen über den Inhalt liefert, gehört er zur Metakommunikation, liegt also auf einer andern, höheren Ebene als der Inhaltsaspekt. Watzlawick vergleicht diese beiden Aspekte mit einem Computerprogramm, das sowohl Daten vermittelt (Inhaltsaspekt), als auch

darüber informiert, wie diese Daten zu verarbeiten sind (Beziehungsaspekt). In der gesprochenen Sprache kann die Bedeutung einer Aussage bei gleichem Inhalt je nach Betonung und Tonfall stark variieren: Der Satz "Du hilfst mir" kann als Bitte, Befehl, Ueberraschung u.a. verstanden werden.

Indem zwei Partner gleichzeitig ihre Beziehung definieren, definieren sie sich selbst. Wenn A mit B kommuniziert, sagt er auf der Beziehungsebene immer ungefähr dasselbe aus: "So sehe ich mich"[1]. B kann diese Definition bestätigen, verwerfen oder entwerten. Die Bestätigung ist eine Art seelischer Grundnahrung des Menschen; ohne sie wäre die Welt völlig unmenschlich. Martin Buber schreibt: "Die Grundlage menschlichen Zusammenlebens ist eine Zweifache und doch eine einzige - der Wunsch jedes Menschen, von den andern als das bestätigt zu werden, was er ist, oder sogar als das, was er werden kann ..."[2].
Diese Selbst-Definitionen sind natürlich nie eingleisig: Auf A's Selbst-Definition erfolgt die Antwort von B und darauf wieder eine Mitteilung von A, die auf diese Definition eingeht usw. Parallel dazu läuft die Selbst-Definition von B, sodass die Strukturen ausserordentlich komplex werden. Im diagnostischen Gespräch wird die Sicht, die der andere von mir hat, ebensowichtig wie meine eigene, d.h. es ist äusserst wichtig, ob die beiden Sichten sich wenigstens "einigermassen" decken oder auseinanderklaffen, denn dies entscheidet darüber, ob sich die Partner verstanden fühlen bzw. richtig verstehen.

III. Digitale und analoge Kommunikation

Es gibt grundsätzlich zwei Methoden, über Dinge zu kommunizieren: man kann das Ding beim Namen nennen oder es gleichnishaft, durch eine Analogie, darstellen.

---

1 Watzlawick, 1969, S. 84
2 zit. nach Watzlawick, 1969, S. 85

Erstere Weise nennt Watzlawick in Anlehnung an die Elektronik digital, letztere analog.

Wenn zwei anderssprachige Menschen sich durch Mimik und Gestik zu verständigen suchen, handelt es sich um analoge Kommunikation. Die digitale Kommunikation, die nur dem Menschen möglich ist, dient vorwiegend der sachlichen Information, der Uebermittlung von Wissen. Sie ist viel komplexer als die analoge und besitzt eine Syntax, in der man abstrakte Sachverhalte, Negationen, Alternativen und Tempi leicht ausdrücken kann, was in analoger Kommunikation unmöglich ist. Der Inhaltsaspekt wird digital, der Beziehungsaspekt vorwiegend analog vermittelt. Meist treten diese Paare nicht getrennt auf, sondern ergänzen oder widersprechen sich. Als Beispiel eines Widerspruchs von digitaler und analoger Kommunikation bzw. von Inhalts- und Beziehungsaspekt sei die Reaktion von B auf die Umarmung von Seiten A's genannt: B sagt "Nein!", schmiegt sich jedoch gleichzeitig enger an A.

Im diagnostischen Gespräch sind nun nebst solchen Widersprüchen vor allem Uebersetzungsfehler zwischen digitaler und analoger Kommunikation zu beachten, die hier als Folge einer einseitigen Sicht der Beziehung bzw. eines Vorurteils erscheinen:

Es wurde bereits erwähnt, dass digitale Kommunikation durch ihre komplexe Syntax, die es erlaubt, Negationen, Alternativen, Bedingungen etc. auszudrücken, viel eindeutiger ist als analoge Kommunikation. So muss der Empfänger einer analogen Mitteilung für seine Interpretation die Bedeutung wählen, die seiner Sicht der Beziehung am ehesten entspricht. "Ein Geschenk z. B. ist eine analoge Mitteilung. Ob der Beschenkte jedoch in diesem Geschenk einen Ausdruck der Zuneigung, eine Bestechung oder eine Wiedergutmachung sieht, hängt von der Auffassung ab, die er von seiner Beziehung zum Geber hat"[1].

---

1 Watzlawick, 1969, S. 97

Jede analoge Mitteilung lässt also mehrere individuelle Interpretationen zu, wobei sich zusätzliche Schwierigkeiten ergeben, wenn eine analoge Mitteilung nicht das Angedeutete meint, sondern es in Frage stellt oder sogar verneint: Eine drohende Haltung heisst nicht unbedingt "Ich will kämpfen", sondern "Wollen wir kämpfen?" oder "Müssen wir wirklich kämpfen?". Unsere Erfahrung lässt uns sehr leicht die Vieldeutigkeit gewisser analoger Mitteilungen übersehen (vgl. "Einstellung", S. 60/61): z.B. wird ein Angeklagter, der rot wird und stottert, fast unweigerlich für schuldig gehalten, während er vielleicht nur Angst hat, unschuldig verurteilt zu werden.

IV. Interpunktion von Mitteilungen

Interpunktion bedeutet eine kausale Gliederung von Ereignisfolgen bzw. des Kommunikationsablaufes nach der Art der Beziehung zum Gesprächspartner.

Interpunktionskonflikte entspringen dem Glauben an eine einzige, alles andere ausschliessende Wahrheit: A behauptet, sich zurückzuziehen, weil B dauernd kritisiere, während B behauptet, zu kritisieren, weil A sich dauernd zurückziehe. In der Verwendung des Begriffes "Interpunktion" folgt Watzlawick Bateson und Jackson (1964), die geäussert haben, dass sogar in der Experimentalpsychologie nie eine eindeutige Reiz-Reaktionskette vorliege: eine Versuchsratte könne, wenn sie es könnte, behaupten: "Ich habe meinen Versuchsleiter so abgerichtet, dass er mir jedesmal, wenn ich den Hebel drücke, zu fressen gibt"[1]. Die Lösung eines Interpunktionskonflikts ist nur möglich durch Metakommunikation.

---

1 Watzlawick, 1969, S. 57

V. Symmetrische und komplementäre Interaktion

Betrachtet man die menschlichen Beziehungen in bezug auf die Position der Partner, so ergeben sich grundsätzlich zwei Bilder: die Beziehung beruht auf Gleichheit oder Unterschiedlichkeit, auf Symmetrie oder Komplementarität.

In der komplementären Beziehung nimmt ein Partner die obere, der andere die untere Position ein, wobei oben und unten nicht mit stark/schwach oder gut/böse identisch sind. Die Bewertung hängt vom kulturellen Kontext ab. In der symmetrischen Beziehung sind die Partner einander ebenbürtig, sei es in Stärke oder Schwäche, in Bosheit oder Güte.
Eine symmetrische Beziehung als Ausdruck echter Partnerschaft ist nur dann stabil, wenn die gegenseitige Bestätigung der Partner realistisch ist. Baut die Beziehung auf Furcht oder Verblendung auf (politische oder Liebes-Beziehung), gerät sie leicht ins Wanken. Die Partner steigern sich gegenseitig, es kommt zum offenen Kampf und zur gegenseitigen Verwerfung. Watzlawick verwendet als Beispiel dazu einen kurzen Abschnitt aus "Wer hat Angst vor Virginia Woolf?" von E. Albee[1]:

George: Monstre!
Martha: Cochon!
George: Bête!
Martha: Canaille!
George: Putain!

Während in der gestörten Symmetrie die Selbstdefinition des Partners verworfen wird, wird sie in der gestörten Komplementarität häufig negiert. In der Mutter-Kind-Beziehung, der wohl bedeutendsten natürlichen Komplementärbeziehung, sind solche Störungen besonders schwerwiegend: behandelt eine Mutter ihr heranwachsendes Kind stets wie ein Kleinkind, negiert sie die Existenz eines sich entwickelnden Selbst.

Fassen wir zusammen: Watzlawick betont, dass die verschiedenen Axiome ihrem Ursprung nach heterogen sind, dass der gemeinsame Nenner

---

1 Watzlawick, 1969, S. 156

also lediglich ihre pragmatische Bedeutung ist. Durch die Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren, wird jede Situation, in der Menschen sich miteinander befinden, zu einer kommunikativen. Digital übermittelter Inhalt und analog ausgedrückte Beziehung werden dadurch zu Spannungselementen, dass sich die beiden häufig überlagern und zu Doppeldeutigkeit und Uebersetzungsschwierigkeiten führen. Da Kommunikation auch eine zeitliche Dimension hat, kann sie verschieden unterteilt, d.h. interpunktiert werden. Schliesslich nehmen die Kommunikationspartner bestimmte Positionen ein, die jedoch nicht absolut sind, sondern sich nach der jeweiligen Beziehung richten.

Bei der Lektüre der Kommunikationsaxiome mag man vielleicht enttäuscht feststellen, dass die Gedanken Watzlawicks nicht neu sind in dem Sinne, dass sie sich implizit bereits in den Ausführungen Schramls und vielerorts in der psychologischen Literatur finden lassen. Zum Beispiel bezieht die Psychoanalyse seit jeher das Schweigen in den Deutungsprozess ein. Auch analoge Kommunikationsweisen sind ausführlich beschrieben worden: Gestik[1] und Mimik[2]. Abgesehen davon, dass das Faszinierende der Theorie Watzlawicks wohl weniger in den Einzelfeststellungen liegt als im Versuch, den Bereich zwischenmenschlichen Verhaltens aus einer anderen Sicht, nämlich derjenigen der modernen Technologie (Elektronik, Informationstheorie u.a.) anzugehen, zeigen uns aber die Axiome Watzlawicks einen neuen Weg zur Beschreibung sozialen Kontaktverhaltens, auf dem wir in vielen Fällen der Erfüllung der Forderung nach Selbstbesinnung des Untersuchers bzw. nach Vermeidung von Fehlerquellen beim Verständnis des anderen Menschen näher kommen dürften. Die Reflexion des Gesprächsgeschehens an diesen Grundgesetzen erweist sich als mögliche Antwort auf die Frage, wie die ernsthafte Berücksichtigung von Rolle, Einstellung und Uebertragung p r a k t i s c h aussieht. Den drei von Schraml genannten psychodynamischen Aspekten der Gesprächssituation ist ja gemeinsam, dass sie die Beziehung zwischen Untersucher und

---

1 Strehle H.: "Mienen, Gesten und Gebärden", München/Basel 1966[4]
2 Lersch Ph.: "Gesicht und Seele", München 1951[3]

Proband bestimmen. Sie treten sozusagen automatisch ins Bewusstsein oder in Erscheinung, wenn wir eine Beziehungs- und das heisst immer eine Kommunikationsanalyse vornehmen.

Unsere Erfahrungen, die wir machten bei den ersten Versuchen, ein freies Gespräch nach den genannten Axiomen zu analysieren, empfanden wir als ermutigend. Wir sahen uns imstande, tatsächlich etwas über die spezielle Weise des Miteinanderseins der Gesprächsteilnehmer auszusagen, die Beziehung zu charakterisieren und ihre Problematik einzuschätzen. Unsere ersten Uebungen galten der Beobachtung einer Reihe von Ehepaaren im Alter von 25-35 Jahren. Das Gespräch, das mit Video-Recorder aufgenommen wurde, entwickelte sich aus der Initialfrage oder Aufforderung an das Paar – nicht an den Einzelnen! –, zu erzählen, wie sich die Partner kennenlernten. Diese Uebungen dienten weniger dem Studium der Rolle des Untersuchers als zunächst einfach einmal der Wahrnehmung von Kommunikationsweisen zwischen den Paaren im Sinne der dargestellten Axiome. Obwohl dem Interviewer die Reflexion des Geschehens dadurch erleichtert wurde, dass die Auseinandersetzung vorwiegend zwischen den Ehepartnern und weniger zwischen ihm und dem Einzelnen stattfand und es auch jene Auseinandersetzung war, die uns primär interessierte, bedeuteten diese Gespräche für den Interviewer Einübung in der Bewältigung der schwierigen Aufgabe, sich gleichzeitig in Distanz und Nähe zu halten, d.h. in ein Geschehen involviert zu sein und es gleichzeitig zu überblicken, um die Richtigkeit der eigenen Perspektive sogleich wieder im Gespräch prüfen zu können. – Als ein weiteres Positivum dieses Verfahrens sahen wir die Möglichkeit, absichtlich falsche Informationen des Einzelnen weitgehend auszuschalten, indem erstens über etwas gesprochen wird, was beiden Partnern gemeinsam ist, und indem zweitens das beobachtet wird, was sich im Hier und Jetzt abspielt.

In der Mehrzahl von diagnostischen Gesprächssituationen, z.B. in Selektionsgesprächen, in denen sich zwei Fremde begegnen, werden wir Mühe haben, ein gemeinsames Erlebnis oder Ereignis zu finden, zu dessen Er-

örterung wir genügend motiviert sind. Z. B. wird das momentane Wetter kaum soviel Anlass zu einer echten Auseinandersetzung geben wie das emotionsgeladene Thema des Sich-Kennenlernens, wer den ersten Schritt zum andern hin getan hat und dergleichen. Zwar können z. B. die politische und wirtschaftliche Lage oder aktuelle Probleme in einer speziellen Berufs- oder Betriebssparte gemeinsame Anknüpfungspunkte sein, doch wird wohl kaum ein Thema mit einem höheren Grad an gemeinsamem Betroffensein vorliegen als die momentane gemeinsame Situation selbst. Daher empfielt sich nach unseren Erfahrungen zur Prüfung des sozialen Kontaktverhaltens ein Vorgehen in zwei Schritten: Zuerst wird über irgendwelche (z. B. oben erwähnte) Themen gesprochen im Sinne eines freien Gesprächs. Damit ist zwischen den beiden Fremden ein gemeinsames Ereignis oder Erlebnis gegeben, das diskutiert werden kann in einem zweiten Schritt. Ein Gespräch über den bisherigen Verlauf des Gesprächs, also eigentlich Metakommunikation, bildet – wo sie möglich ist bzw. vorausgesetzt werden darf oder sogar muss – eine günstige Gelegenheit zur Beobachtung des Verhaltens des Probanden in einem Moment des möglicherweise unerwarteten Nahe-Tretens einerseits und zur Prüfung, Abklärung oder Korrektur des aufgrund des Bisherigen entstandenen Partnerbildes andererseits. Als eine Möglichkeit zu einer echten Auseinandersetzung mit dem Gesprächspartner im Sinne einer g e m e i n s a m e n "Entdeckung" des Gegenübers anstelle einer privaten, nur an uns (als Untersucher) selbst reflektierten, müssen wir diesen zweiten Schritt sogar als unerlässlich betrachten in einer Untersuchung, die ja das soziale Kontaktverhalten des Probanden, also etwas von Gemeinsamkeit Geprägtes, auch auf uns Bezogenes, zum Ziel hat.

Es dürfte sich lohnen, dies im folgenden an einem Beispiel zu veranschaulichen, wobei mir dazu die Darstellung meiner Erlebnisse bei einem eigenen Experiment geeignet scheint.

2. Die Bedeutung der Kommunikationsanalyse zur Beurteilung des andern Menschen an einem Beispiel erlebter Kommunikation

Im folgenden Beispiel handelt es sich um mein Gespräch mit Frau X, 38-jährig, geschieden, kinderlos, berufstätig als leitende Verkäuferin in einem Geschäft mit mehreren Angestellten. Es fand statt während meiner Mitarbeit in einer Arbeitsgruppe zur Gewinnung von Fragestellungen für Fragebögen im Rahmen eines Forschungsprojektes. Meine Aufgabe bestand darin, eine mir völlig unbekannte Frau nach telephonischer Vereinbarung in ihrem Heim zu besuchen, um durch ein 1-2-stündiges (mit Tonband registriertes) Gespräch möglichst viele Informationen zu erhalten über Art und Grad der Problematik der Lebenssituation der betreffenden Person, über ihre Einstellung zu gewissen aktuellen Problemen oder – etwas vereinfacht ausgedrückt – über den Grad der Zufriedenheit der Person mit sich und der Welt.

Für die Gestaltung des Gesprächs erhielt ich Anweisungen. Phasen offenen sowie streng strukturierten Gesprächs lösten sich ab, wobei die offenen Phasen Mischformen zwischen freiem und strukturiertem Gespräch darstellten: eine Reihe vorgegebener Themen musste behandelt werden, jedoch in beliebiger Folge in möglichst informeller Weise.

a) Ausgangsposition

Mein erster Eindruck. – Er lässt sich mit folgenden Gedanken wiedergeben:
"An sich eine gutaussehende Frau, aber ohne jeden Charme. Mit den heruntergezogenen Mundwinkeln und hochgezogenen Augenbrauen wirkt sie auf mich irgendwie verstimmt, missmutig oder geradezu schmollend, wie wenn man sie ungeheuer beleidigt hätte, sozusagen ein wandelnder Vorwurf. Man wird ihr schwer etwas recht machen können. Sie wirkt

nicht nur beleidigt und vorwurfsvoll, sondern auch rechthaberisch, wie eine meiner Verwandten, mit der man nur auskommt, wenn man gleicher Meinung ist."

Aufgrund des ersten Eindrucks als einer Vorstellung der Eigenart von Frau X stellte ich mir vor, wie ich den richtigen Ton treffen könnte, um sie aus ihrer deutlich spürbaren Reserve zu locken. Ich musste ja Zugang zu ihr gewinnen zur Erfüllung meiner Aufgabe. Es schien mir nötig oder richtig, Frau X freundlich und höflich zu begegnen und keine Kritik an ihrem ablehnenden Verhalten durchblicken zu lassen. Mein erster Eindruck beruhte nicht nur auf unserer Begegnung unter der Wohnungstür, sondern es waren ihm auch jene Vorstellungen beigemischt, die während meiner telephonischen Anmeldung entstanden waren: Frau X gab auf eine Weise, die ich als sehr trocken, barsch und ablehnend empfand, ihrer Skepsis gegenüber meinem Besuch Ausdruck. Ihre Bemerkung, sie wisse auch gar nicht, was gerade sie uns zu sagen habe, uns "Studierten, die sowieso alles besser wissen", fasste ich als Grund ihrer Ablehnung auf und deutete sie folgendermassen: Wahrscheinlich hat Frau X Angst vor den Anforderungen, die an sie gestellt werden, eine Art Prüfungsangst. Ich nahm diese Deutung als zutreffend an, denn auf meine entschärfende Entgegnung, dass sie als berufstätige Frau in ihrem Leben doch sicher viele Erfahrungen gemacht habe und wir uns nur für diese ganz persönlichen Erfahrungen interessieren, war Frau X, wenn auch im Ausdruck noch immer sehr barsch, doch für die Vereinbarung eines Termins bereit.

Da die Sprache, derer ich mich hier schreibend bediene, um ein sehr kurzes Telephongespräch wiederzugeben, Gleichzeitiges immer nur im Nacheinander darstellen kann, dürfte der Eindruck entstanden sein, ich hätte die Aussage von Frau X aufgrund längerer Ueberlegungen oder Erwägungen mehrerer Möglichkeiten als Prüfungsangst gedeutet. In Wirklichkeit folgten sich unsere Aussagen jedoch Schlag auf Schlag. Ich hatte keine Zeit, meine Deutung zu überlegen, sondern liess meine Entgegnung

nach meinem Gefühl, nach dem Eindruck, den Frau X während ihrer Aussage machte, erfolgen. Die zeitliche Folge von Ausdruck und Eindruck erscheint mir so eng, dass es schwierig ist, zu entscheiden, ob es sich um Folge oder Gleichzeitigkeit handelt. Die Schwierigkeit dieser Unterscheidung mündet in diejenige, auf welche wir stossen, wenn wir uns fragen, wie von Ausdruck Eindruck entsteht; eine Frage, über der verschiedene Theorien aufgebaut wurden[1]. Es lässt sich hier nicht nur auf die eigentliche Problematik des diagnostischen Gesprächs, sondern auch auf die generelle methodische Problematik in der Psychologie hinweisen: Das mindestens fast gleichzeitige Wahrnehmen bzw. Deuten ereignet sich immer im Gespräch und bestimmt den Gesprächsverlauf, d.h. meine weitere Handlung, die selbst wieder ein konstitutives Moment der Wahrnehmungssituation darstellt. Diese dynamische Verzahnung von Wahrnehmung und Aktion hat v. Weizsäcker aufgrund von allgemeinen Beobachtungen in seiner Lehre vom Gestaltkreis dargestellt[2].

Meine Disposition. – Ich wollte meine Sache gut machen. Ihr Gelingen oder Misslingen war überprüfbar: das Gespräch hatte ich mit Tonband aufzunehmen und an die Arbeitsgruppe abzugeben. Das Interview bedeutete für mich also nicht nur Interesse an Frau X im Rahmen meines Interesses an unserem Projekt und an diagnostischem Gespräch, sondern auch die Abklärung meiner Eignung als Interviewerin bzw. Mitarbeiterin in jener Arbeitsgruppe. Unter den beauftragten Interviewern – alle Soziologen – war ich die einzige Psychologin. Dies verpflichtete mich sozusagen, nämlich einerseits im Hinblick auf meine beruflichen Ambitionen und anderseits im Hinblick auf meine Wertschätzung in der Gruppe. Ich empfand mich somit ebensosehr in einer Prüfungssituation wie ich dies für Frau X annahm. Da ich aber als Interviewerin bereits etwas Uebung hatte, traute ich mir nicht nur die Erfüllung meiner Aufgabe zu, sondern hoffte auch, mit ihr ein zweites Ziel zu erreichen, nämlich

---

1 vgl. Abschnitt zur Theorie der Ausdruckswirkung in Rohracher H.: "Kleine Charakterkunde", Wien und Innsbruck 1961

2 nach Hofstätter P., 1970, a.a.O., S. 104

über die Informationssammlung hinaus Aussagen über die Persönlichkeit von Frau X machen zu können, d.h. mich wirklich oder echt mit ihr auseinanderzusetzen.

Es muss also im Unterschied zu den meisten diagnostischen Gesprächen, wie sie in der Praxis üblich sind, betont werden: hier kam der Proband nicht zum Untersucher, sondern umgekehrt. Ich (bzw. unsere Arbeitsgruppe) wollte etwas von Frau X. Sie konnte es verweigern oder gewähren; sie war in der stärkeren Position, da meine Motivation für das Gespräch stärker war als die ihre. Dies wirkte sich zusammen mit den genannten für mich geltenden Implikationen des ersten Eindrucks auf unsere Kommunikation aus: sie war asymmetrisch zugunsten von Frau X, obschon ich die Fragen stellte.

b) Gesprächsverlauf

Ich passte mich Frau X an, nicht umgekehrt. Z.B. gab sie den Ton an, nämlich zunächst einen gewissen "Geschäftston": mit verschränkten Armen gegenübersitzend und ohne mir in die Augen zu schauen beantwortete sie meine Fragen kurz und klar, offensichtlich darauf bedacht, kein Wort zuviel preiszugeben, wonach sie jeweilen den Kopf hochhielt – wie um besser von oben herabschauen zu können – und mit den Fingern leicht auf den Oberarm trommelte, als wollte sie sagen: "Weiter im Text!". Während ich mitspielte und jeweils prompt meine nächste Frage freundlich und gleichzeitig in neutral geschäftlichem Ton stellte, als ob das fast impertinente Verhalten von Frau X für mich eine Selbstverständlichkeit wäre, an der es nichts zu kritisieren gibt, verzichtete sie immer mehr auf knappe Antworten und ging zu drastischen Meinungsäusserungen über. Auf meine Frage z.B., ob sie jemanden kenne, mit dem sie persönliche Probleme bespreche, antwortete sie nicht nur mit Nein, sondern knüpfte daran die Schilderung ihrer Bekanntschaft mit einem Anwalt, den sie anlässlich ihrer Ehescheidung konsultiert hatte. Sie endete mit einem vernichtenden Urteil über sämtliche Juristen. Indem ich trotz

meines Aergers über dieses Urteil freundlich blieb und diese (hier nur als Beispiel für eine Reihe von solch drastischen Aeusserungen verwendete) Aussage annahm wie einen Diskussionsbeitrag von einer kompetenten Person, gewann ich, so schien mir, selbst an Kompetenz in den Augen meiner Gesprächspartnerin. Tatsache ist, dass sie immer mitteilsamer und freundlicher wurde, mir Einblick in persönliche Probleme gewährte, bis sie mir schliesslich noch Kaffee anbot und mich zum Bleiben aufforderte, nachdem sie bei der Begrüssung gesagt hatte, die Sache werde hoffentlich nicht allzulange dauern, man habe ohnehin zu kurze Feierabende.

c) Beurteilung

Meine Aufgabe im Dienste der genannten Studie war erfüllt. Sie bestand ja einzig in der Materialsammlung. Ich hatte also keine Entscheidung für Frau X zu treffen wie z.B. sie hinsichtlich der Eignung für ihren beruflichen Posten zu beurteilen. Wie bereits angedeutet, wollte ich das Interview über meine eigentliche Aufgabe hinaus zu eigenen Studienzwekken benützen: ich wollte mich mit Frau X auseinandersetzen, um zu einer Persönlichkeitsbeschreibung oder Beurteilung zu gelangen.

Das Verhalten von Frau X am Anfang und Ende unseres Gesprächs erlebte ich als sehr unterschiedlich. Ich konnte Frau X weder als kontaktfreudig, freundlich und mitteilsam beschreiben, weil sie mich vor allem zu Beginn durch ihre misstrauische, ja ablehnende Haltung geradezu schockiert hatte, – noch konnte ich sie als kontaktunfähig schildern, weil sie sich mit der Zeit nicht nur freundlich, sondern vertrauensvoll an mich gewandt hatte. Eine Beurteilung des sozialen Kontaktverhaltens aufgrund des zur Materialsammlung bestimmten Gesprächs bot sich zwar in diesem Falle eines Tiefeninterviews als Möglichkeit an, hatte ich doch auch meinem ersten Eindruck und dem, was in mir vorging, Beachtung geschenkt. Sie hätte aber wiederum eine Vermischung verschiedener Erkenntnisziele in ein und demselben Gespräch bedeutet.

Diese Möglichkeit lässt sich hier ausführen durch die Schilderung meiner Gedanken während der Pause, in der Frau X Kaffee zubereitete und ein Telephongespräch führte. Im Rückblick auf unser Gespräch stellte ich verschiedene Zusammenhänge her im Sinne folgender drei Hauptgedanken, die ich damals stichwortartig festhielt:

Erster Hauptgedanke. – "Unsere Kommunikation war vor allem zu Beginn deutlich gekennzeichnet durch Asymmetrie zugunsten von Frau X."
Ihr auszugsweise beschriebenes Verhalten, den Tonfall ihrer Mitteilung und ihre Körperhaltung empfand ich als Ausdruck des Blickens von oben herab, den abgewandten Blick insbesondere als demonstratives Desinteresse an näherem Kontakt mit mir und alles in allem als Versuch, mich zu provozieren, um die Ablehnung nachher womöglich rechtfertigen zu können. Sämtliche Unfreundlichkeiten, mit denen die Antworten und die Haltung von Frau X gespickt waren, steckte ich ein, ohne meinem echten Unmut Ausdruck zu geben. Im Gegenteil: ich blieb beharrlich in meiner Freundlichkeit. Indem ich zudem einging auf Aeusserungen, die meinen Widerspruch gefordert hätten, und ihnen eine positive Seite abgewann, die ich bestätigend ausführen konnte, zeigte ich mich als entgegenkommend oder sogar akzeptierend. Z. B. gab ich Frau X auf ihr Urteil über Juristen nicht Unrecht oder schritt zur nächsten Frage, sondern sagte, dass ich tatsächlich auch haarsträubende Dinge über einen Anwalt zu erzählen wüsste, gottlob aber nicht aus eigener Erfahrung, und froh sei, für ein solches Urteil nicht so kompetent zu sein wie sie. Damit entwertete ich ihre Aussage nicht, nahm aber inhaltlich auch nicht deutlich Stellung, sondern verschob das Gewicht auf die Beziehungsebene: Indem ich ihr eine Kompetenz einräumte, die ich mir versagte, bestätigte ich sie in ihrer Position der Erfahreneren. – Wie mir später klar wurde, nämlich letztlich anhand des Tonbandes, hätte ich diesem Moment und ähnlichen im Hinblick auf die Oeffnung von Frau X entscheidende oder jedenfalls mehr Bedeutung beimessen sollen als meinem Eindruck von abnehmender Prüfungsangst, auf den ich im zweiten Hauptgedanken

eingehen werde. Mit dem Tonband liess sich nämlich die Verhaltensänderung von Frau X, d.h. ihr Entgegenkommen, von Sequenz zu Sequenz als Folge dieses "homöopathischen Prozesses" erkennen: Je mehr ich Frau X in ihrer "oberen Position" bestätigte, desto mehr war sie bereit, sie zu verlassen, d.h. sich mir zu öffnen oder zu nähern.

Die Asymmetrie beruhte weitgehend auf meiner Angst, mein Ziel durch Ausdruck meines echten Unmuts nicht zu erreichen. Insofern als mein Verhalten von dieser Angst geprägt war, handelt es sich um Asymmetrie zugunsten von Frau X. Insofern aber als meine unterordnende Haltung zur Erreichung meines Ziels – also methodisch – eingesetzt war, und zwar mit Erfolg, handelt es sich um Asymmetrie zu meinen Gunsten.

Zweiter Hauptgedanke. – "Was war ausschlaggebend für die zunehmende Mitteilungsbereitschaft von Frau X?"
Ich stellte einen Zusammenhang her zwischen meiner Freundlichkeit, meinem beschriebenen Entgegenkommen und der zunehmenden Mitteilungsbereitschaft von Frau X aufgrund meiner Deutung ihrer ablehnenden Haltung (vgl. Telephongespräch) als Prüfungsangst: Da ich mich nicht als fordernd, sondern akzeptierend zeigte, verlor Frau X die Prüfungsangst und damit ihre ablehnende Haltung.
Ich zog umgekehrt einen Zusammenhang in Betracht zwischen der zunehmenden Mitteilungsbereitschaft von Frau X und dem Nachlassen meiner Angst vor eventueller Mitteilungsverweigerung, was sich auch ausdrücken lässt als Mut, mich nun echter zu geben in dem Sinne, dass ich mich entspannte, wobei sich Entspannung immer positiv auf den Partner auswirkt.

Es galt also, die Interpunktion einer Verhaltensfolge abzuklären: Wurde Frau X freundlicher, weil ich "echter" bzw. entspannter und natürlicher wurde oder wurde ich natürlicher, weil Frau X freundlicher wurde?

Mein dritter Hauptgedanke. – Er galt weniger der Reflexion des Partnerverhaltens an meinem Verhalten als an den erhaltenen Infor-

mationen aus dem Leben von Frau X: "Lässt sich die Ablehnung aus den von Frau X erhaltenen Auskünften erklären?"

Ich stellte einen möglichen Zusammenhang her zwischen den Schwierigkeiten von Frau X im Umgang mit ihren durchwegs jüngeren Berufskolleginnen, von denen sie mir berichtet hatte, und der Weise, wie sie mir als einer ebenfalls jüngeren Unbekannten ungewöhnlich ablehnend begegnet war. Frau X äusserte sich für mein Empfinden abschätzig über ihre Kolleginnen, wenn sie erregt bei der Schilderung einer kürzlichen Auseinandersetzung von "jungen Hühnern" sprach, "die kaum bis 5 zählen können und dabei immer als Erste laut ausrufen". Dies obschon ich merkte, dass die etwas grobschlächtige, derbe, einem gewissen "Gassenjargon" ähnliche Ausdrucksweise Frau X auch eigen ist, wenn sie freundlich ist. – Ich zog auch einen Zusammenhang zwischen ihrer Ablehnung und anderen aus ihrem Leben erzählten Begebenheiten in Erwägung, z.B. mit ihrer Scheidung: Frau X hatte unter der unverheimlichten Vorliebe ihres Mannes für jüngere Frauen sehr gelitten.

Diese Gedanken dürften genügen, um zu zeigen, dass das anfänglich ablehnende Verhalten von Frau X mehreres ausdrücken kann: Ablehnung aus Prüfungsangst, Ablehnung meiner evtl. bemerkten unechten Freundlichkeit bzw. meiner (nur mir verständlichen) Gespanntheit, Ablehnung aufgrund einer allgemeinen Geringschätzung oder Ueberheblichkeit gegenüber "Studierten, die sowieso alles besser wissen" bzw. "jungen Hühnern, die kaum bis 5 zählen können ...", Ablehnung aufgrund einer Rivalitätsbeziehung zu allen jüngeren Frauen.
Zur Beurteilung des sozialen Kontaktverhaltens ist es wichtig, die Bedeutung oder das Motiv dieses Verhaltens zu verstehen: Es schien mir wichtig, zu erfahren, als was Frau X mich sieht, wenn sie so barsch ist. Wir müssen diese Frage abklären, um ermessen zu können, ob der Proband nur uns oder allen Menschen auf diese spezielle Weise begegnet. Wissen wir dies nicht, so nehmen wir es sehr leicht an, vor allem in diesem Fall von Frau X. Wir deuten dann etwa aufgrund der erhaltenen

Informationen über Arbeitsplatz, Ehescheidung, Kindheit u.a. die Ablehnung in diesem Fall z.B. als "allgemeine Ablehnung von jüngeren Frauen, welche die Probandin als Rivalinnen betrachtet, wobei sie sich vom Eingehen eines Konkurrenzkampfes überfordert fühlt, was auf die unverarbeiteten Ehebrüche ihres nun geschiedenen Mannes zurückzuführen ist, welche ihr ohnehin schwaches Selbstgefühl beeinträchtigt haben. Sie kompensiert durch besonders sicheres und überhebliches Auftreten, mit dem sie sich Respekt verschafft im Sinne von Beachtung. Es ist daher von einer Einstellung in einem Betrieb mit vorwiegend jüngeren Mitarbeiterinnen abzuraten".

Hätte ich es nun bei diesem Gespräch bewenden lassen, dann würde dies heissen, dass ich das Bild von Frau X weitgehend mit mir allein ausmachte. Zwar berücksichtigte ich die Implikationen meines ersten Eindrucks und den Aspekt der Rolle. Ich wusste, dass ich bei dem Misstrauen gegenüber den "Studierten" und als Beauftragte einer Institution, die Frau X nur durch einen vor meinem Anruf erhaltenen Brief bekannt war, nicht erwarten durfte, dass sie sich mir sogleich wie einer Freundin eröffnen würde, ging es doch um eine blosse Informationssammlung, wenn auch im Sinne eines Tiefeninterviews. Es war mir auch gelungen, dynamische Abläufe zu registrieren, aber immer aus meiner Sicht. Ich gelangte durch die Berücksichtigung verschiedener Aspekte bzw. durch wenigstens teilweise Registrierung meines Erlebnisses unserer Kommunikation zwar zu verschiedenen möglichen Bedeutungen des Verhaltens der Probandin, doch abgesehen davon, dass sich diese Möglichkeiten aus m e i n e r Sicht ergaben, hätte ich mich nun ja für eine von ihnen entscheiden müssen. Diese Entscheidung und Beurteilung wäre also trotz aller Beachtung möglicher Fehlerquellen e i n s e i t i g ausgefallen. Ich hätte mich ganz für mich allein mit Frau X auseinandergesetzt, d.h. eine Auseinandersetzung im wahrsten Sinne des Wortes, welche das Du als solches erfahrbar macht und vom Ich trennt, hatte nicht wirklich stattgefunden. Vielmehr hatte ich ja Angst vor einer Auseinandersetzung – darauf beruht die genannte Asymmetrie – im Sinne einer auf Erfahrung gegründeten Befürchtung von vollständiger Ablehnung oder Mittei-

lungsverweigerung, sodass dieses Gespräch mit dem Ziel der Materialsammlung hier als Gespräch mit dem Ziel der Vermeidung von Auseinandersetzung erscheint. Dadurch eignet es sich zur Illustrierung der Fehldeutungsgefahr bei Vermischung verschiedener Erkenntnisziele, auf die wir S. 66 hingewiesen haben.

Die Beurteilung von Frau X hätte mit anderen Worten nicht aufgrund einer echten Begegnung im Sinne eines gegenseitigen Verständnisses stattgefunden, während wir das Gespräch just als eine Möglichkeit zum gegenseitigen Verständnis dargestellt haben. Wie U. Walter schreibt, erweist sich das Verstehen "als Spiel, in dem sich die Wirklichkeit des Verstandenen mit der Wirklichkeit des Verstehenden zur Deckung bringt. Im Verstehen geschieht die Teilhabe am Verstandenen". Nun sei es gerade im psychologischen Verstehen deutlich, dass unser Verstehen nicht den andern umfasse, sondern uns im besten Fall an seiner Wirklichkeit teilhaben lasse. Wie weit diese Teilhabe angestrebt werden sollte, sei abhängig von der jeweiligen Fragestellung; wie weit sie möglich werde, hänge ab vom Geschehen zwischen Verstehendem und Verstandenem[1]. – Der Teilhabe an Frau X, ihrer Welt oder an einem Teil dessen, was Buytendijk "das unergründliche Geheimnis des andern Menschen, das Verhüllt-sein seines Daseins, die Unbestimmtheit seiner in der Freiheit verwurzelten Existenz"[2] nennt, war ich in diesem Gespräch nur in sehr beschränktem Masse fähig aufgrund der Fragestellung oder des Ziels, das eben eine gegenseitige Teilnahme weitgehend ausschloss. Um sie zu ermöglichen, musste sich ein weiteres, neues Geschehen zwischen Frau X und mir ergeben, nämlich ein zweites Gespräch. Durch die Erledigung meiner früheren Aufgabe, d.h. durch die Freiheit von Prüfungsdruck bzw. von der Materialsammlung, versprach mir ein solches Gespräch, das sich zur Abklärung der verschiedenen angegebenen Deutungs-

---

1 Walter U.: "Psychologisches Verstehen – Philosophische Hermeneutik" (unveröffentlichte Lizentiatsarbeit an der Universität Zürich), in Bulletin 1, August 1968, S. 15

2 Buytendijk F. J. J.: "Das Menschliche", Stuttgart 1958, S. 60

möglichkeiten aufdrängte, die Möglichkeit einer echten Auseinandersetzung.

Es soll nochmals betont werden, weshalb es sich aufdrängte: Weil für eine Beurteilung des sozialen Kontaktverhaltens die Teilnahme als gegenseitige wichtig ist. Was Trüb im Hinblick auf die Therapie sagt, scheint uns auch für die Diagnostik der Persönlichkeit zu gelten: "Es ist wichtig, dass die Erkenntnis aufsteigt zwischen uns, wichtig ist das Teilnehmen an dieser Erkenntnis von mir und dir"[1]. Wenn Trüb weiter sagt: "Man kann dem andern die Wahrheit nicht bringen, man findet sie miteinander"[1], so lässt sich dasselbe im Hinblick auf die diagnostische Gesprächssituation als Forderung ausdrücken, sofern es sich, wie U. Walter es verstanden haben mag, um eine Fragestellung handelt, welche eine Teilhabe als sinnvoll erscheinen lässt, was bei der Abklärung des sozialen Kontaktverhaltens sicher der Fall ist: Man darf dem andern sein Bild nicht bringen, man muss es miteinander finden.

Dieses Bild miteinander zu finden war also das Ziel meines zweiten Gesprächs mit Frau X. Ich drückte meine Erleichterung aus über die Wendung, die unser Gespräch genommen hatte, schilderte Frau X meine Schwierigkeiten zu Beginn und fragte sie, ob es ihr möglich sei, mir den eigentlichen Grund ihrer anfänglichen Ablehnung mitzuteilen. Es ging also um die Abklärung der Interpunktion von Verhaltenssequenzen. Ich schaffte dadurch die Möglichkeit gemeinsamer Erkenntnis des zwischen uns Geschehenen. Dass dieser Schritt nötig war, bestätigten mir die erhaltenen Aufschlüsse:

Frau X beschrieb sich nicht als speziell ablehnend im Kontakt mit jüngeren Frauen, sondern bezeichnete sich als misstrauisch im allgemeinen, d.h. allen Menschen gegenüber, insbesondere aber gegenüber besonders freundlichen Personen. Sie schilderte mir eine Reihe von enttäuschenden

---

1 Trüb H.: "Heilung aus der Begegnung", Stuttgart 1951, S. 103

Erlebnissen (darunter solche aus früher Kindheit), die sie in folgender Weise mit der Ablehnung verband: Immer wenn man etwas von ihr wollte, sei man zu ihr ungewöhnlich freundlich gewesen. Zu oft habe sie in ihrer Naivität diese Freundlichkeit ernst genommen und sei dadurch ausgenützt worden. Sie habe meistens grosse Mühe, im Entgegenkommen der andern etwas anderes als Heuchelei oder Mittel zum Zweck zu sehen (sie schilderte in diesem Zusammenhang vor allem ein paar Begebenheiten während ihrer Scheidung) und habe sich schon lange eine harte Schale angewöhnt. Sie habe einen "zackigen Ton", das wisse sie. Sie rede eben "wie ihr der Schnabel gewachsen sei", – Heuchelei sei etwa das, was sie am meisten verabscheue. Wenn sie ehrlich sein wolle, so sei es eigentlich die Freundlichkeit, der "gschlichige Ton", gewesen, mit dem ich schon am Telephon mein Anliegen ausgedrückt hätte, was ihr so auf die Nerven gegangen sei.

Als ich ihr entgegnete, ich hätte nun aber gerade einen Zusammenhang zwischen meiner Freundlichkeit und ihrer zunehmenden Mitteilungsbereitschaft empfunden, erwiderte sie folgendes: Sie habe meine Freundlichkeit mit der Zeit als natürlich empfunden; wahrscheinlich sei ich mit allen Leuten so, sie meine, auch dann wenn ich nichts von ihnen wolle. Zudem habe sie meine Fragen immer besser gefunden. Es habe ihr gefallen, dass ich zuhören könne und wirklich interessiert sei, dass ich nicht so getan habe als wisse ich alles besser. Sie habe einfach irgendwie aus meinen Fragen gemerkt, dass ich nicht mehr in den Kinderschuhen stecke. Es imponiere ihr, wenn jemand eine Linie habe, besonders bei Frauen. Leider seien die meisten "Hühner". Wahrscheinlich hätte ich schon auch Recht: sie habe am Anfang schon auch gedacht: "Da kommt wieder so eine von den Supergscheiten". (Frau X hatte diesen Ausdruck schon verwendet, als ich meinen Eindruck ihrer Voreingenommenheit gegenüber "Studierten" zu Sprache brachte, um meine Deutung der Prüfungsangst abzuklären. Diese erwies sich übrigens als unzutreffend bzw. als eine Projektion meinerseits aufgrund meiner Erfahrungen aus früheren Interviews. Frau X, die mir drei Studenten aus ihrer Verwandtschaft aufzählte im Sinne von "drei Exemplaren, die sich – wie

jene in den Zeitungen – nicht gerade von der gescheitesten Seite gezeigt haben und eher in den Kindergarten gehören", erschien mir in ihrer Verneinung der Prüfungsangst durchaus glaubhaft). – Ueberhaupt habe das alles eine weniger grosse Rolle gespielt als ihre Wut darüber, nun einen Feierabend für irgendeine "Volksbefragung hergeben zu müssen, wo sie doch todmüde sei und zudem lieber fern gesehen hätte. Ich müsse doch auch begreifen, dass sie den ganzen Tag im Geschäft gewesen sei und "Lämpe" gehabt habe und ihr dann manchmal wirklich alles zum Hals heraushänge, obwohl sie es ja eigentlich gut finde, dass man (damit war unser Projekt gemeint) sich einmal mit Frauenproblemen beschäftigt.

Ich hatte Gelegenheit, noch auf viele Punkte einzugehen, doch scheint mir das Dargestellte zu genügen, um nicht nur den Nutzen, sondern die Notwendigkeit der Analyse einzelner Kommunikationsphänomene, wie sie von Watzlawick aufgeführt und als vor allem für die therapeutische Praxis bedeutungsvoll dargestellt wurden, für die Beurteilung des sozialen Kontaktverhaltens zu zeigen. – Zwar muss Frau X nach wie vor als eine im Kontakt schwierige, schwer zugängliche, misstrauische und in ihrem Verhalten schwer zu akzeptierende Person beschrieben werden, – was Frau X von sich aus bestätigte, – doch würde sich nun eine Beschreibung oder Beurteilung auf neue, nämlich in gegenseitiger Teilhabe deutlich gewordene Gründe stützen, nicht mehr auf eine "Interpretation im Alleingang": Frau X hat Schwierigkeiten im Kontakt mit andern Menschen im allgemeinen und nicht speziell mit jüngeren Frauen. Die Konflikte mit ihrer Umgebung stehen nicht im Zeichen einer Rivalität mit jüngeren Vertreterinnen desselben Geschlechts, sondern vor allem im Zeichen wiederholter schmerzlicher Erfahrung von Zuwendung bzw. der Ermangelung von echtem Interesse an ihrer Person. Ihre Konflikte am Arbeitsplatz dürfen aber nicht nur im Lichte dieser Eigenart betrachtet werden, sondern es müsste im Kontakt mit ihrer dortigen Umgebung abgeklärt werden, wie weit ihre Kritik am Verhalten ihrer Mitarbeiterinnen durchaus berechtigt ist.

3. Begegnung und Gegenseitigkeit

Wir haben im letzten Kapitel die Spontaneität und Rollenflixibilität mit der Selbstsicherheit des Interviewers in Zusammenhang gebracht und diese Offenheit für das Neue als bestimmend für die Dynamik des Gesprächs dargestellt. Da wahre Begegnung a priori dynamisch, bewegt und bewegend ist, liessen sich Spontaneität und Rollenflexibilität beschreiben als Weg zur Begegnung im Sinne einer Bedingung ihrer Möglichkeit und nicht einfach als ihre Bedingung. Die Begegnung ist durch die Erfüllung der obigen Bedingungen durch den Interviewer noch keineswegs fällig, sondern erst auf die Ebene des Möglichen gerückt. Damit eine Begegnung auf der Ebene des Möglichen fällig wird, bedarf es des Mitwirkens unseres Gegenübers. Begegnung bedeutet immer Gegenseitigkeit. Sie ist aber nicht als ein Nacheinander aufzufassen, etwa als Summe der Beiträge der Einzelnen, sondern die Gegenseitigkeit der Begegnung bedeutet Miteinander-Sein, Gemeinsam-Sein. Gegenseitigkeit ist somit zu verstehen im Sinne einer Bestimmung der Situation als "Wir" und nicht als "Ich und Du". In seiner Lehre vom Zwischen ist es Buber gelungen, diese Gegenseitigkeit im Begegnungsgeschehen auszudrücken, indem er "weder vom Ich noch vom Andern ausgeht. Auch ist es kein umgreifendes Drittes, das Ich und Du umfassen würde, noch ist es in beiden Partnern oder ein Ding zwischen ihnen. Das Zwischen ist vielmehr das 'metaphysische und metapsychische Faktum' der Begegnung. Es liegt jenseits des Subjektiven und diesseits des Objektiven. In der Begegnung ist nicht wie im Ich-Es oder im Subjekt-Objekt-Verhalten der eine Teil aktiv und der andere passiv, sondern Ich und Du sind zusammen in Aktion. Das Du-Ich ist das wahre Subjekt"[1].

Nolfi befasst sich in ihrer Abhandlung über die Begegnung mit dem psychisch Kranken ebenfalls mit der Beschreibung des Miteinanderseins, jedoch aus therapeutischer Sicht[2]. Die Autorin weist darauf hin, dass das "Wir-Gefühl", in welchem sich gemäss einer Grundthese Binswan-

---

1 zit. nach Böckenhoff 1970, S. 221
2 Nolfi E., Dissertation 1974, S. 95

gers die Gemeinsamkeit ausdrückt, die das Entscheidende des Wesens der Begegnung ausmacht, auf die therapeutische Begegnungssituation bezogen nicht als "Verschmelzung" oder "Zwei-Einheit" von Patient und Therapeut interpretiert werden dürfe. Dies würde ja jeder therapeutischen Intention der vermehrten Unabhängigkeit zuwiderlaufen. Vielmehr bleibe es in der Therapie immer bei einem Gegenüberstehen zweier selbständiger Individuen. Der Therapeut achte die persönliche Eigenart des andern und sei in keiner Weise darauf bedacht, sie zu beeinflussen und der seinen in irgendeiner Weise anzugleichen[1]. Das "Wir-Gefühl" in der Begegnung bzw. das Aufsteigen der Erkenntnis in einem "Zwischen" (Trüb) habe ich zu beschreiben versucht im Zusammenhang mit der Bedeutung von "Compassion" als "Oszillieren zwischen Nähe und Distanz", zwischen dem Miteinander-Sein und dem doch Eigenständig- oder Anders-Sein, – und dies als etwas Wesentliches gerade für die diagnostische Situation aufgrund der Zielsetzungen "Unterscheidung und Beurteilung", welche ein diagnostisches Gespräch impliziert[2].

Indem wir die Begegnung in der diagnostischen Situation – wie im letzten Interviewbeispiel mit Frau X gezeigt wurde – als Gegenseitigkeit beschreiben, stellen wir sie auf die Ebene einer Partnerschaft, wie man sie nur in der therapeutischen Situation als sinnvoll zu betrachten pflegt: einer Partnerschaft, die u.a. die Gegenseitigkeit des Verstehens bedeutet. Wie Nolfi im Hinblick auf die therapeutische Situation schreibt, dürfen wir uns nicht zur Annahme verleiten lassen, dass der Akt des Verstehens ausschliesslich auf der Seite des Therapeuten liege; aufgrund seiner Erfahrungen und seiner fachlichen Kenntnisse möge er dem Patienten darin gelegentlich um einen Schritt voraus sein (häufig handle es sich dabei aber eben um das verstandesmässige Verstehen), aber er werde diesen Vorsprung sofort dem Patienten anbieten und "zur Verfügung stellen". Es sei ja gerade der Kranke, der verstehen lernen müsse; das Verstehen des Therapeuten solle ihm helfen, selbst wieder

---

1 Nolfi E., Dissertation 1974, S. 96
2 vgl. 2. Teil, Kap. I

zu verstehen[1]. Da wir die diagnostische Zielsetzung eingangs beschrieben haben als Persönlichkeits- und Eignungs-Beurteilung im Hinblick auf eine bestimmte Fragestellung und nicht als Persönlichkeitsbeeinflussung oder -Veränderung, scheint sich die Gegenseitigkeit des Verstehens zunächst nicht aufzudrängen. Wir müssen uns aber immer wieder, wenn wir vor dem Zweifel der Uebertragbarkeit gewisser therapeutischer Grundsätze auf die diagnostische Situation stehen, daran erinnern, dass die Gegenseitigkeit des Verstehens uns hilft, die Last der Verantwortung zu tragen und uns somit erstrebenswert scheinen muss. Die Uebertragung von Erfordernissen der therapeutischen Situation auf die diagnostische muss uns nicht zuletzt deshalb richtig erscheinen, weil es dort wie hier um Verstehen geht, mag nun dieses Verstehen dem Zweck einer Beurteilung dienen oder der Veränderung eines Leidenszustandes.

Nolfi betont, dass das für die Therapie notwendige Verstehen nicht rational sei. Die menschliche Psyche werde nämlich zu einem geringeren Teil von der Ratio bestimmt als vom Irrationalen. Unter "irrational" versteht die Autorin "durch den menschlichen Verstand nicht fassbar"[2]. Da gerade die Begegnung weit ins Irrationale vorstosse, sei ein Verstehen, das den Menschen nicht intellektuell begreifen wolle, bestimmt humaner und dem menschlichen Wesen adäquater und somit auch objektiv richtiger als jedes verstandesmässige. Die Frage allerdings, inwieweit sogar diese Art des Verstehens bruchstückhaft bleibe, wie weit es zum "Rätsel Mensch" und seinen unergründlichen Tiefen vorzudringen vermöge, müsse unbeantwortet bleiben[2]. Diese Feststellung der Autorin scheint uns, wie gesagt, für die therapeutische und die diagnostische Situation zu gelten. Ein Unterschied und erheblicher Nachteil für unsere Aufgabe gegenüber der therapeutischen wird deutlich, wenn die Autorin weiter schreibt, dass diese theoretische Frage den Psychotherapeuten wahrscheinlich nicht beschäftigen werde, weil es zwischen ihm und seinen Patienten keine Grenzen des Verstehens gebe, an denen alles verstanden

---

1 Nolfi E., Dissertation 1974, S. 97
2 " " " " S. 98

wäre. "Die ganze Therapie besteht in einem dauernden, gemeinsamen Suchen nach Verständnis, das zu einem vom Patienten bestimmten Zeitpunkt von ihm allein übernommen und fortgeführt wird"[1].

Es ist also das Fehlen des Zeitdrucks, welches die therapeutische Situation hinsichtlich der Gegenseitigkeit des Verstehens begünstigt im Vergleich zur diagnostischen Situation. Das heisst nicht, dass das Verstreichen der Zeit in der Therapiestunde nicht auch als beschränkend und einengend erlebt werden kann und sich im Patienten heftige Widerstände gegen diese Beschränkung bilden können, so dass er unter Umständen lieber schweigt als sich bloss so bruchstückhaft vermitteln zu müssen. Dadurch aber, dass in der therapeutischen Situation doch die Gewissheit besteht, dass das Bild von heute morgen wieder revidiert oder erweitert werden kann und auch keine Entscheidung gefällt werden m u s s, erscheint die diagnostische Situation doch viel beschränkter. Es steht wenig Zeit zur Verfügung, um ein Vertrauensverhältnis entstehen zu lassen, das dem Probanden eventuell ermöglicht, sich zu eröffnen, ohne Angst, verurteilt und mit seinen Problemen alleingelassen zu werden. Nolfi beschreibt denn auch das Verstehen in der therapeutischen Situation als Akzeptieren: "Akzeptieren und Verstehen sind untrennbar miteinander verbunden, greifen ineinander über, sind letztlich ein und dasselbe; für den Psychotherapeuten ist weder ein verständnisloses Akzeptieren noch ein ablehnendes Verstehen denkbar"[2]. Akzeptieren heisst für Nolfi "bedingungslos dazu jasagen, dass er (der Partner) anders ist als wir" und "seine Gesondertheit und seine Besonderheiten ebenso wie die unseren respektieren"[2]. Die Bedingungen für das gegenseitige Verstehen bzw. Akzeptieren müssen im diagnostischen Gespräch in viel kürzerer Zeit geschaffen werden als in der Therapie, sodass man eine echte Begegnung für die diagnostische Situation als unwahrscheinlich annimmt. Die Wahrscheinlichkeit gegenseitiger Betroffenheit ist aber nach meiner Erfahrung umso grösser, je mehr der Diagnostiker auch den Anforderun-

---

1 Nolfi E., 1974, S. 98
2 " " " S. 99

gen genügt, die an den Therapeuten gestellt werden und je mehr es ihm gelingt, den Zeitdruck als einen besonders die diagnostische Situation beherrschenden Störfaktor auszuschalten. Dieses Gelingen steht in engem Zusammenhang mit der im letzten Kapitel beschriebenen Spontaneität:

Solange wir uns der für uns verstreichenden Zeit bewusst sind, sei es in störender oder erleichternder Weise, solange sind wir nicht von der Begegnung ergriffen. Von Uslar schreibt, die Begegnung sei gekennzeichnet durch ihre Augenblicklichkeit und Unverfügbarkeit[1]. Die Hingabe an den Moment, an das Hier und Jetzt mit all seiner Fülle dürfte die einzige Möglichkeit darstellen, den Zeitdruck auszuschalten. Diese Hingabe ist hier als gegenseitige gemeint. Das Beispiel erlebter Kommunikation mit Frau X mag dies veranschaulicht haben: Die Begegnung war mir je möglicher, je mehr der Prüfungsdruck mit der Erledigung meiner Aufgabe von mir abfiel. Ich hatte an Mut und Spontaneität gewonnen. Die Zeit spielte keine Rolle mehr; die Situation war so interessant und nahm mich so in Anspruch, dass mir die Zeit gleichgültig war. – Die Begegnung war Frau X je möglicher, je mehr sie mich akzeptierte, was auf Gegenseitigkeit beruhte. Damit spielte auch ihr die Zeit keine Rolle mehr, die sie noch zu Beginn unseres Gesprächs als so kostbar bezeichnet hatte. Unser neues Gespräch war ganz dem "Wir" gewidmet, betraf uns beide und war bewegend für beide.

Man kann sich nun fragen, ob es zwischen Frau X und mir auch zu einer Begegnung gekommen wäre, wenn Frau X von Anfang an gewusst hätte, dass sie aufgrund dieses Gesprächs beurteilt werden sollte hinsichtlich ihres sozialen Kontaktverhaltens bzw. ihrer Eignung an einem bestimmten Arbeitsplatz. Wäre es uns trotzdem gelungen, das Bewusstsein dessen, was nachher kommt, auszuschalten? Es ist zu vermuten, nachdem dies auch in anderen Interviews möglich war wie z. B. in unserem Beispiel-Interview von Untersucher B. Es ist klar, dass die Gegenseitigkeit des Verstehens mit all ihren Bedingungen nicht in jedem Fall, ja

---

1 Von Uslar D., 1969, S. 66

sogar selten gelingen wird, doch geht es uns hier um die Abklärung der Möglichkeit dieses Gelingens bzw. unserer Möglichkeit, zu diesem Gelingen beizutragen. Unsere Frage lässt sich auch formulieren als Frage, ob Begegnung als Gegenseitigkeit in der diagnostischen Situation dadurch unwahrscheinlich oder unmöglich ist, dass Gegenseitigkeit des Verstehens auch Gegenseitigkeit des Akzeptierens bedeutet und dieses Akzeptieren im Widerspruch zu einer Implikation der diagnostischen Situation, nämlich der Beurteilung, steht. Der genannte Widerspruch zwischen Akzeptieren und Beurteilung besteht jedoch nur dann, wenn wir letztere als Be-W e r t u n g der Persönlichkeit auffassen. Ich kann einen Menschen im Hinblick auf eine Fragestellung beurteilen, ihn etwa als ungeeignet für einen bestimmten Beruf befinden und ihn dabei trotzdem voll akzeptieren. Die Beurteilung geschieht im Idealfall mit ihm zusammen, aufgrund des gegenseitigen Verstehens und Akzeptierens, das es dem Probanden ermöglicht, eine Beurteilung, wenn sie negativ ausfallen sollte, nicht als eine negative Bewertung seiner Persönlichkeit aufzufassen.

VI GRENZEN DER BEGEGNUNG

1. Begegnung und Berührung

Wir haben die Begegnung dargestellt als Berührung meiner Wirklichkeit mit der Wirklichkeit des andern. Wie die anderen Begriffe, die wir zur Beschreibung von "Begegnung" verwendet haben, wie "Nähe" und "Distanz", erschien bisher auch "Berührung" in unseren Ausführungen als eine Bestimmung auf der Beziehungsebene. Dass wir bisher den leiblichen Aspekt der Begegnung und somit "Berührung" in leiblich-sinnlicher Bedeutung nicht erwähnt haben, liegt daran, dass die leibliche Berührung in der diagnostischen Situation in besonderer Weise begrenzt ist. Abgesehen von Blick- und Hör-Kontakt ist sie ja auf das Händedrücken bei der Begrüssung und beim Abschied beschränkt. Obwohl bei einer Begegnung auch Geruchswahrnehmungen vorkommen, die sich auf die Kommunikation auswirken können, sollen sie hier nicht erwähnt werden, da sie nur selten beobachtbar sind. Der Begrüssungs- und Abschiedshändedruck bilden die einzige direkte, gegenseitige und auch die einzige legitime Körperberührung.

Körperberührung wirft ja immer die Frage der Legitimität auf, und es steht fest, dass eine Berührung im psychologischen Berufsbereich immer nur dann legitim ist, wenn sie dem diagnostischen oder therapeutischen Zweck dient. Die legitime Berührung oder Behandlung beliebiger Körperstellen kommt auf dem Gebiet der Diagnostik nur im ärztlichen Bereich vor. Man kann sich fragen, ob nicht nur der Händedruck, sondern auch anderweitige Körperberührung oder Behandlung in der psychodiagnostischen Begegnung dem diagnostischen Zweck dienlich sein könnten. Unter den psychologischen Methoden zur Persönlichkeitserfahrung und Beeinflussung finden wir Berührung nur im letzteren Bereich, den therapeutischen Methoden, eingesetzt, und auch dort spärlich, wenn wir hier von den vor allem in Amerika in unzähligen Varianten existierenden Sekten und Schulen mit ihren therapeutischen Programmen absehen.

Berührung findet statt z. B. im Sensitivity-Training, in den Gruppentherapien verschiedener psychologischer Schulen oder Zentren, die meist in "workshops" an Wochenenden stattfinden, oder im Psychodrama, das als diagnostische und therapeutische Methode betrachtet werden kann. Zudem ist die Berührung im Psychodrama nicht obligatorisch, sondern eine Möglichkeit, welche die Teilnehmer ergreifen können oder auch nicht. Es kommt in der Vielfalt der Methoden in der heutigen psychotherapeutischen Praxis da und dort auch vor, dass Berührung verwendet wird, um körperliche Verkrampfungen zu lösen, sei es in Form von Massage (wie z. B. in der bioenergetischen Methode von A. Lowen) oder Anleitung zu entspannungsgymnastischen Uebungen. Berührung als partielles Ziel scheint es aber in der psychologischen Diagnostik nicht zu geben. Doch die Frage, ob Berührung nicht auch in der Diagnostik hilfreich angewendet werden könnte, sollte immerhin geprüft werden. Gerade im Hinblick auf mögliche Entspannung, die durch gezielte Berührung wie Massage oder entspannungstechnisch richtige Haltung des Probanden auf Liege oder Sessel erwirkt werden soll, könnte sich vielleicht leichter ein näherer Kontakt zum Diagnostiker herstellen, indem etwa schon dadurch eine Nähe sich ergäbe, welcher durch ihre Legitimität der Stachel der Peinlichkeit entzogen wäre. Dieser Gedanke dürfte naheliegen, wenn man die Beziehung Arzt-Patient bedenkt oder die Beziehungen zwischen den Kunden und den Vertretern all jener Berufe, deren Dienstleistung in einer speziellen Weise der Körperbehandlung oder Körperpflege besteht wie z. B. Massage, Pédicure, Coiffure, Kosmetik etc. In all diesen Berufen wird zwar nicht Diagnostik oder Therapie betrieben, d. h. nicht Psycho-Therapie, doch ist es bekannt, dass die Menschen oft an diesen Behandlungsorten besonders gesprächig sind und die Vertreter dieser Berufe oft in ungewöhnlichem Masse das Vertrauen des Kunden geniessen und vieles über dessen private Angelegenheiten und Probleme wissen.

Ob die körperliche Berührung oder Behandlung das Vertrauen, die Nähe auf der Beziehungsebene und die Mitteilungsbereitschaft fördert, müsste genau untersucht werden mit statistischen Erhebungen, doch scheint mir diese Annahme aufgrund von eigenen Beobachtungen sehr fraglich. In der

Mehrzahl der Fälle, in denen an den genannten Berufsorten intimere Gespräche zustandekommen, dürfte es sich erstens um einseitige Beziehungen in dem Sinne handeln, dass sich der Kunde und Patient bei dem Menschen, von dem er körperlich gepflegt wird, von seinen Sorgen erleichtert, wobei sich der Behandelnde in den meisten Fällen kaum echt mit ihm auseinandersetzen und in seine wirkliche Intimsphäre vordringen kann, weil dies nebst der primären Behandlung zu anstrengend wäre und zudem neue Probleme schaffen würde. Es entstünde nicht Entspannung und Erleichterung, wie der Kunde sie am betreffenden Ort erhofft und erwartet hätte. Zweitens wäre es fraglich, ob in diesen Fällen die körperliche Berührung durch die betreffende behandelnde Person zur Mitteilsamkeit führte oder ob diese sich auch eingestellt hätte, wenn keine Berührung die gemeinsame Basis oder Zweck des Zusammentreffens dargestellt hätte, sondern eine andere Tätigkeit bzw. gemeinsame Situation wie z.B. mehrmaliges Taxifahren, – wenn also der Masseur oder der Friseur der Chauffeur gewesen wäre. Falls man dies bejahen müsste, würde sich ein Bezug nicht mehr zwischen der (ohnehin fraglichen) Intimität und der Körperberührung, sondern einer speziellen Art der Dienstleistung ergeben. Wäre nämlich die gemeinsame Situation nicht ein Dienstleistungs-Treffen, sondern ein wiederholtes Gegenübersitzen im Zug aufgrund eines zufälligen früheren Sich-Kennenlernens, würde – wenn überhaupt – eine beliebige Unterhaltung, kaum aber ein einseitiges Sich-Anvertrauen zustandekommen. Schon die erwähnte Einseitigkeit der Beziehung liesse annehmen, dass der Bezug zur Dienstleistung eher zutreffen würde. Der Diener, die Zofe, der Butler als mehr oder weniger heimliche Alleswisser, Vertraute und Kenner ihrer Herrschaft sind unerlässliche Figuren in unzähligen neuen und alten Schauspielen, Romanen und Filmen. Damit Mitteilsamkeit möglich wird, muss die Dienstleistung natürlich in einer manuellen Tätigkeit bestehen, welche beiden Beteiligten das Sprechen ermöglicht und ein bestimmtes Mass an Zeit beansprucht. Tatsächlich betreffen alle erwähnten Dienstleistungen den leiblichen Bereich, selbst das Taxifahren, doch ist Dienstleistung ohne das leibliche Sich-Anvertrauen des Kunden gar nicht denkbar:

der Kunde vertraut sein Haar, seine Hände, Füsse oder seinen ganzen Körper dem Dienstleistenden an. So ist es wahrscheinlich, dass eine allfällige Tendenz der Kundschaft, eine besondere Mitteilsamkeit und Vertrauensbeziehung zum behandelnden Vertreter der genannten Dienstleistungsberufe zu entwickeln, nicht einfach auf die Körperberührung zurückzuführen ist, sondern auf eine Implikation der Dienstleistungssituation zu beziehen ist, welche für den Kunden mit frühkindlichen Betreuungserfahrungen oder -Wünschen verbunden sein mag.

Dass körperliche Berührung beziehungsfördernd wirken k a n n , soll nicht bestritten werden, doch m u s s sie keineswegs. Vielmehr scheint es umgekehrt zu sein, dass nämlich die Annäherung auf der Beziehungsebene die Gewährung leiblicher Berührung fördert. In den letzten drei Jahren meiner psychologischen Tätigkeit konnte ich immer wieder in dieser Weise eine Beziehung zwischen der Art und vor allem der Bereitschaft zum Händedruck von Seiten des Probanden und seiner Bereitschaft zur Oeffnung und zur beziehungshaften Nähe zu mir beobachten, wobei sich dieser Zusammenhang gleichzeitig auch bezüglich des Blickkontakts feststellen liess. Dazu folgendes Beispiel:

Bei der ersten Probandin, die mir vom Arzt zur Exploration zwecks Abklärung einer Psychotherapie überwiesen worden war, konnte ich die geschilderte Beziehung besonders deutlich beobachten. Eine junge Frau, die seit ca. 10 Jahren unter bronchialasthmatischen Anfällen litt, trat bei mir ein, sah mich für einen Sekundenbruchteil an und streckte mir hastig, eckig und verkrampft die Hand hin zum Gruss, während sie dabei den Kopf senkte und mit der andern Hand den Mantel öffnete. Dazu redete sie pausenlos, dass sie froh sei, nun doch noch pünktlich angekommen zu sein, nachdem ihr doch die Strassenbahn vor den Augen abgefahren sei usw. usw. Sie redete beim Mantelablegen, beim Eintreten in das Sprechzimmer und weiter nachdem sie Platz genommen hatte, ohne mich anzusehen und mit einer Hast, die keine Möglichkeit für einen Beitrag meinerseits zuliess. Ich beobachtete sie schweigend während

Minuten und nahm ihre extreme Erregtheit wahr. Sie befand sich in einem unansprechbaren Zustand und redete, um nicht angeredet zu werden. Zum Händedruck musste sie sich wohl gezwungen haben. Meinem Blick zu begegnen war ihr unmöglich, und ich begriff, dass sie im Moment gar keinen Kontakt wollte und sie das Kommen grosse Mühe gekostet haben musste. Ich empfand die Situation unheimlich und alarmierend, denn die Frau kam mir vor wie in einem Anfall, einem Rede-Anfall. Aus früheren Kontakten mit Asthmatikern wusste ich, dass ein Kranker in einem Asthma-Anfall immer völlig abweisend, ganz mit seiner Atmung und dem Ringen nach Luft beschäftigt und völlig unzugänglich ist. Ich sass einfach möglichst ruhig da und wartete wie bei einem Gewitter, bis das Schlimmste vorbeiwar. Die Probandin musste sich zuerst beruhigen, um überhaupt ansprechbar zu werden. Allmählich nahm der Redeschwall tatsächlich ab. In langsamerer, aber immer noch pausenloser Rede entschuldigte sie sich für ihr dauerndes Reden, das für sie ein Mittel sei, um einen Asthma-Anfall zu vermeiden. Sie müsse sich ganz intensiv auf irgendeine Weise beschäftigen zur Ablenkung. Die Ablenkung selbst schien mir wie ein "Durchspielen" des Anfalls auf kontrollierbarere und erträglichere Weise. Ich konnte dann bei zunehmender Beruhigung erfahren, dass sich die Patientin in einem Teufelskreis befand: der Gedanke an den Anfall genügte manchmal, um den Anfall auszulösen, sodass sie grosse Angst vor dem Gedanken an den Anfall hatte, welche das einleitende Beklemmungsgefühl und damit die Vorstellung des kommenden Anfalls tatsächlich auslöste, sofern es ihr nicht gelang, sich mit grossem Energieaufwand von der Vorstellung abzulenken. Die Angst, mit mir über den Anfall reden zu müssen mit allen Details, habe sie, wie sie sagte, schon an den Beginn des Anfalls gebracht. Nun konnte sie jedoch offensichtlich ungefährdet über den Anfall sprechen, was ich als positiv auch für mich betrachtete: ich wirkte offenbar beruhigend und musste annehmen, dass die Angst, mit mir über den Anfall reden zu müssen, sozusagen der Name war für die allgemeinere Angst vor der bevorstehenden neuen Situation (unsere Begegnung) als etwas Ungewissem. Zwar wirkte die Patientin im weiteren Verlauf des Gesprächs erleichtert und

war auch sehr mitteilsam, doch wich sie weiterhin meinem Blick aus, und der Abschiedshändedruck war ebenso steif wie derjenige bei der Begrüssung, nur etwas weniger hastig. Es leuchtete mir sofort ein, dass eine Veränderung dieser Geste viel Zeit brauchen würde. Sie benötigte zwei Jahre, während denen ich, da ich die Therapie übernahm, den genannten Zusammenhang zwischen der Art der leiblichen Begegnung (ich beschränke mich hier auf Händedruck und Blickkontakt) und der Oeffnung oder Annäherung auf der Beziehungsebene weiter beobachten konnte. Was mir schon in der Exploration den Eindruck widerstreitender Tendenzen vermittelt hatte, nämlich die Ansprechbarkeit der Patientin auf meine Beruhigung einerseits und ihre Verweigerung des Blickkontakts und Zurückhaltung im Händedruck andererseits, erwies sich mir mit der Zeit als eine Entsprechung zu einer entdeckten Eigenart, welche bei Asthmatikern als typisch befunden wird: eine Hingabestörung, die aber mit dem starken Wunsch nach Hingabe und Liebe verbunden ist; ein Nein zur beängstigenden Welt mit all ihrem Schmutz und den vielen sich inkorrekt verhaltenden Menschen, Wut darüber, dass diese sich so schlecht benehmen und gleichzeitig die Sehnsucht nach Geborgenheit und nach der Liebe[1]. De Boor schildert diesen Zustand als "eine Karikatur von Zuwendung und Abwendung"[2]. Wie die Vermeidung der Blick- und Handberührung andeutete, war die Patientin mir gegenüber einerseits noch misstrauisch und nicht bereit, sich mir echt zu eröffnen, anderseits liess sie aber meine Hilfe durchaus zu und rief mich, wenn sie einen Anfall hatte, auch mitten in der Nacht an. Was den Händedruck anbetrifft, den die Patientin bei der ersten Begegnung noch als ein notwendiges Uebel betrachtet hatte, so gelang es ihr fortan öfters, mindestens die Begrüssungsberührung durch geschicktes Manövrieren mit irgendwelchen Tragtaschen und Kleidungsstücken elegant zu umgehen. Den Abschiedshändedruck hingegen konnte sie nur etwa dreimal unterschlagen, doch schien

---

1 Jores A.: "Die Psychosomatik des Asthmatikers" in "Praktische Psychosomatik, 1976, S. 143 ff.

2 De Boor C.: "Ueber psychosomatische Aspekte der Allergie insbesondere des Asthma bronchiale", 1965, S. 24

er sie auch weniger zu stören als die Begrüssung. Erst in den letzten fünf Behandlungsmonaten gab sie mir die Hand auf entspannte Weise, als wäre dies eine Selbstverständlichkeit, aber nicht i m m e r. Was den Blickkontakt anbetrifft, so mied sie ihn im Laufe der ersten Monate immer weniger, bis sie sich entschloss, sich nach psychoanalytischem Muster auf die Couch zu legen. Von dort wandte sie sich manchmal nach mir um und sogleich wieder von mir ab, wenn unsere Blicke sich trafen. Wie ich dann erfuhr, war es ihr peinlich, sich von mir ertappt zu sehen in ihrer Unsicherheit bzw. ihrem Kontrollblick, ob ich ihr auch wirklich zuhöre. Im Laufe der folgenden Monate wandte sie sich mir öfter zu und ertrug meinen Blick, ohne sich abwenden zu müssen oder dadurch ins Stocken zu geraten. Etwa drei Monate vor dem Ende der Behandlung bat sie mich eines Tages, nachdem sie im Wartezimmer ein Buch, Bildtafeln und Schema-Blätter zur Reflexzonenarbeit am Fuss entdeckt hatte, ob sie auch zu mir kommen könne für Fussreflexzonen-Behandlungen und machte von meiner Zusage Gebrauch. Später schickte sie mir auch ihren Mann zu diesem Zweck. Unsere Beziehung hatte sich sehr positiv entwickelt. Die Patientin fühlte sich von mir akzeptiert und wurde sehr aufgeschlossen, ohne sich von mir abhängig zu fühlen. Diese Entspannungs-(End-) Phase fiel in ihren Anfängen mit der Bitte um einen Versuch mit Reflexzonenarbeit zusammen. Sie gab mir nicht nur die Hand, sondern auch den Fuss – und damit sich selbst als Ganzes – entspannt.

Dieses Beispiel mag gezeigt haben, dass dem leiblichen Aspekt der Begegnung in der diagnostischen wie in der therapeutischen Situation grosse Bedeutung zukommt, auch wenn die Berührung in ihrer unmittelbarsten Form auf die Hände der Partner beschränkt ist, und dies nicht nur in ihrem Bewegungsablauf, sondern auch in ihrer zeitlichen Dauer. An dieser Beschränkung der direkten leiblichen Berührung auf den Händedruck, welche für die diagnostische Situation charakteristisch ist, müssen wir festhalten mit der Beobachtung, dass nicht die Berührung die echte Intimität, sondern diese die Berührung fördert und wir es sehr oft mit Menschen zu tun haben, welche jegliche Art der Berührung

vermeiden möchten; – sie bedeutet also nicht das Fehlen jeglichen Interesses am leiblichen Aspekt der Kommunikation bzw. an dem, was Watzlawick analoge Kommunikation nennt[1]. Gerade weil die leibliche Berührung auf den Händedruck beschränkt ist, d. h. weil man auf ihn doch nicht verzichtet hat und er allgemein üblich ist, erscheint er mir als analoger Ausdruck des Idealfalles oder als Symbol für die Begegnung, die sich als Nähe und Distanz zugleich versteht, als Berührung zweier Wirklichkeiten und als Partnerschaft in der Gegenseitigkeit des Respekts und des Verstehens.

So beschränkt nun die Berührung einerseits im Sinne des unmittelbaren Körperkontaktes ist, so unbeschränkt erscheint sie anderseits im Sinne des Blick- und Hör-Kontakts, also des durch die Sinne vermittelten Kontakts. Unserem Gehör bietet sich ein beträchtliches Spektrum von Ausdruckserscheinungen auf akustischem Gebiet an. Die Dynamik und Klangfarbe des Sprechens, der Sicherheit und Klarheit der Wortbildung, können im akustischen Kontakt beobachtet werden. Auch die "Berührung mit dem Auge" scheint unbeschränkt: unserem Auge bieten sich nicht nur die statischen leiblichen Formen unseres Gegenübers sowie seine Kleidung, Haartracht und andere Details an, sondern auch die gestischen Formen der Körperhaltung und Körperbewegung sowie die Formen der Mimik seines Gesichts.

Was dieses Spektrum anbetrifft, muss allerdings eine Einschränkung gemacht werden: Die Einbeziehung statischer leiblicher Formen in die diagnostische Aufgabe in vollem Umfange würde in ein spezielles bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bevorzugtes Gebiet der Ausdrucksforschung führen, dessen bisherige Leistungen die akademische Psychologie nicht zu überzeugen vermochten, – nämlich in das Gebiet der Physiognomik, die sich mit der Ausdrucksdeutung statischer Formen befasst. Laut Hofstätter tummelt sich auf diesem Gebiet auch heute noch eine populäre und manchmal ausgesprochen pseudo-wissenschaftliche Literatur, deren

---

1 vgl. S. 111

Thesen sich kaum von den naivsten Formulierungen rassischer Vorurteile unterscheiden lassen[1]. Wie gross und interessant der Beitrag der Physiognomik zur Persönlichkeitsdiagnostik in Zukunft noch werden kann, muss dahingestellt bleiben. Wie interessant dieser Beitrag aber im Hinblick auf die Erleichterung der Problematik der diagnostischen Begegnungssituation wäre, ist tatsächlich fraglich, wenn man die von uns beschriebene Notwendigkeit bedenkt, verschiedene Erkenntnisziele einer psychodiagnostischen Untersuchung möglichst zu trennen, in Anerkennung der Warnung von Rohracher: "Methoden, mit denen man den Charakter eines Menschen rasch und sicher feststellen kann, gibt es nicht."[2] (1956)

Es sind also die dynamischen Faktoren der Ausdruckserscheinungen, welche für uns in der diagnostischen Situation besonders interessant sind, obwohl wir zu deren Unterscheidung die statischen Formen natürlich auch beachten müssen. Es ist das Verdienst von Lersch, mit seinem Werk "Gesicht und Seele"[3] die Grundlinien einer mimischen Diagnostik aufgestellt zu haben. Lersch schreibt aber für alle Fälle, in denen bewusst Ausdruckserscheinungen zur Grundlage fremdseelischen Verstehens gemacht werden, die Eindrucksanalyse vor[4], und dies aus zwei Gründen:

- Erstens, da unkontrollierte Eindrucksurteile von der Art, wie wir sie als Laien im Umgang mit Menschen vollziehen, auf rein physiologischen Zusammenhängen beruhen können. Lersch führt dazu als Beispiel das Bild eines offenstehenden Mundes an, welches den Eindruck einer geistigen und willensmässigen Stumpfheit erweckt, mit folgendem Kommentar:

"Dabei ist es meist so, dass dieser Eindruck zunächst, d.h. vor jeder Analyse, uns bewusst wird lediglich als ein Gesamtcharakter des Gesichtes, wir sind uns aber keineswegs darüber klar, dass wir den Eindruck eines Mangels an geistiger und willensmässiger Wachheit aus der

---

1 Hofstätter P.R., "Psychologie", 1970, S. 42
2 nach Hofstätter, "Psychologie", 1970, S. 44
3 Lersch Ph.: "Gesicht und Seele", Reinhardt München, 1932
4 Lersch Ph., 1971[7], S. 24 ff.

bestimmten mimischen Form des Mundes beziehen. Erst eine gewissenhafte Eindrucksanalyse ist imstande, zu entscheiden, ob unserem laienhaft-diffusen, subjektiven Eindruck eine echte Ausdruckserscheinung entspricht oder ob er nicht lediglich erweckt wurde durch einen ausserpsychischen Sachverhalt, nämlich durch die organisch gegebene Notwendigkeit, eine unzulängliche Nasenatmung zu unterstützen."[1]

– Der zweite Grund zur Forderung der Eindrucksanalyse beruht darauf, dass sich Wirkungen, die ausgehen von der mimischen Eigenart eines Gesichtes, durchkreuzen und überlagern mit Eindrücken, die wir aus der architektonischen Eigenart empfangen:

"Da Mimik und Physiognomik der Sache nach scharf voneinander getrennt sind, ist es erforderlich, aus dem ungegliederten Ganzen des unmittelbaren Eindruckserlebnisses alle diejenigen Inhalte auszuscheiden, die wir aus der architektonischen Eigenart beziehen. Denn es ist eine Erfahrung, die die Praxis der Menschenbeurteilung immer wieder zeigt, dass wir in der laienhaften, wissenschaftlich unkontrollierten, rein eindrucksmässigen Beurteilung eines menschlichen Gesichtes von seiner architektonischen Eigenart in recht grober Art irregeführt werden; etwa in der Weise, dass die einzelnen architektonischen Teile eines Gesichtes, Stirn, Nase und Kinn wohl ausgeprägte und scharf konturierte Formen besitzen und deshalb den Eindruck einer gewissen Festigkeit und Entschiedenheit erwecken, während eine analysierende Betrachtung der Mimik desselben Gesichtes unser Urteil gerade in die entgegengesetzte Richtung einer gewissen Weichheit, Undifferenziertheit und Unbestimmtheit weist."[2]

Die Eindrucksanalyse besteht darin, "den jeweils gegebenen Eindruck, den wir aus der sinnlichen Erscheinung eines Menschen empfangen, genau zu formulieren und für seine Inhalte die objektiven Grundlagen am wahrgenommenen Gegenstand aufzusuchen"[2]. Jedes der einzelnen Ausdrucksgeschehnisse des menschlichen Gesichtes ist in vierfacher Hinsicht zu bestimmen: mimisch, anatomisch-physiologisch, nach dem spezifischen Ausdruckssinn der psychologischen Bedeutung und nach dem charakterologischen Sinn.

Es ist klar, dass wir dazu einen Video-Recorder benötigen würden, um unsere Eindrücke im Nachhinein untersuchen zu können wie wir es bei der Kommunikationsanalyse nach Watzlawick für nötig befunden haben.

---

1 Lersch Ph., 1971[7], S. 25
2 Lersch Ph., 1971[7], S. 25 unten

Da uns aber wohl nur in den wenigsten Fällen ein Video-Gerät zur Ausführung unserer Aufgabe zur Verfügung steht, müssen wir uns vorher üben und in der Wahrnehmung der Ausdruckserscheinungen und deren Analyse so erfahren sein, dass uns eine Eindrucks- bzw. Kommunikationsanalyse schon während der Begegnung gelingt. Und damit müssen wir einräumen, dass unter dem leiblichen Aspekt der Begegnung in der diagnostischen Situation mit dem vielfältigen und interessanten Bereich der Ausdruckserscheinungen ein grosses Feld diagnostischer Möglichkeiten erscheint, dass dieses Feld jedoch individuell begrenzt ist durch unsere Fähigkeit, im Einbezogensein in das Geschehen spontaner körperlicher Erscheinungsmerkmale Ausdruck von Eindruck zu unterscheiden und Kontaminierungen auszuschalten. Lersch sieht die Grenzen einer Diagnostik der Ausdruckserscheinungen schlussendlich in unseren eigenen Fähigkeiten: "Die mimische Diagnostik erfordert als unerlässlich zu ihrer sinngemässen Anwendung das, was wir als psychologische Phantasie bezeichnen müssen. Sie ist die Fähigkeit, sich die überhaupt möglichen Arten und Formen des Erlebens innerlich zu vergegenwärtigen und setzt einen gewissen seelischen Spielraum, eine hohe Mannigfaltigkeit der Veranlagung der Person voraus"[1]. So sind wir einmal mehr auf unsere eigenen Grenzen zurückverwiesen.

2. Begegnung und Einzigartigkeit

Wir haben im letzten Kapitel auf die Aufhebung der Zeit hingewiesen, welche dem Erlebnis der Begegnung als eines Betroffen-Seins eigen ist und haben das Begegnungserlebnis beschrieben als Gegenseitigkeit des Akzeptierens oder als Erlebnis der Partnerschaft oder Gleichwertigkeit. Wir stellten diese in Gegensatz zur als Bewertung verstandenen Beurteilung, nicht aber zur Beurteilung als einer Entscheidung oder Uebereinstimmung.

---

1 Lersch Ph., 1971[7], S. 161

kunft aus dieser Partnerschaft heraus. Die Partnerschaft sollte dabei u.a. zum Ausdruck kommen als Gegenseitigkeit des Respekts bzw. als akzeptierende Beziehung zum Sein des Du als einem Anders-Sein in der momentanen oder "augenblicklichen zur Einheit verschmolzenen Zeitlichkeit von Ich und Du"[1]. Damit wurde das im ersten Kapitel des zweiten Teils erwähnte Erlebnis und Problem der "Distanz in der Nähe" oder der "Oszillation zwischen Nähe und Distanz" beschrieben und gezeigt, dass echte Begegnung auch unter dem Imperativ der diagnostischen Aufgabe nicht unmöglich, aber begrenzt ist. In diesen Hinweisen auf den zeitlichen Aspekt der Begegnung und darauf, dass wir einen Menschen niemals intellektuell begreifen können, wurde der Frage, ob und inwiefern Begegnung begrenzt ist, bereits etwas vorgegriffen.

Ein Grund für die Erfahrung der Begrenztheit der Begegnung besteht in einer Eigenheit, welche im ersten Teil unter den Einwänden der Gegner des Gesprächs als diagnostische Methode figurierte: in der Einmaligkeit und Einzigartigkeit der Begegnung. Auf ihr beruht ja die Problematik einer Diagnostik der Situation: Wir sehen den Probanden immer in einer speziellen, von uns mitgeprägten Situation, müssen ihn aber nicht nur hinsichtlich dieser gemeinsamen Situation beurteilen, sondern auch im Hinblick auf von uns unabhängige Situationen, in denen er sich befunden hat und befinden wird.

Das Erlebnis mit Frau X mag gezeigt haben, dass ein Mensch, der mir gegenüber offen und gesprächig ist, sich andern Menschen gegenüber keineswegs ebenso verhalten muss, so wie A und B in unserem ersten Interviewbeispiel verschiedene Bilder desselben Probanden erhalten hatten. Die Erfahrung, dass sich nicht nur die Dinge, sondern auch die Menschen durch unsere Nähe ändern, hat auch Anaïs Nin festgehalten in ihrem Tagebuch. Sie stellt sich dort einmal mehr die Frage nach der wahren Natur von Henry Miller, von June und ihrer selbst: "Aber wenn ich tief hinabsteigen möchte in das Böse, verändert sich das Böse durch

---

1 Von Uslar D., 1969, S. 66

meine Annäherung. Henry und June verändern sich in meiner Nähe. Ich zerstöre die Welten, in die ich eintreten möchte. Henry wird durch mich schöpferisch, June romantisch"[1]. Es ist nun fraglich, ob Anaïs durch ihre Annäherung die Welten zerstört oder ihr Bild der Welten. Wir haben die Annäherung gerade aufgrund ihrer Funktion, das bestehende Bild bzw. die bestehenden Grenzen aufzulösen, um sie miteinander neu ziehen zu können, als notwendig bezeichnet. Die "Zerstörung" durch die Annäherung fassen wir auf als Erschütterung unserer Vorstellungen sowohl unserer eigenen Möglichkeiten und Grenzen, als auch derjenigen des andern. Was Anaïs als Zerstörung erlebt, erscheint uns als Offenbarung. Durch meine Nähe zeigt sich der andere nicht nur als ein anderer als ich, sondern auch als ein anderer als sonst, d.h. anders als das Bild, das ich z.B. vielleicht aufgrund seiner Erzählungen über den Kontakt mit anderen Menschen von ihm hatte. Und wenn Nolfi schreibt, dass die Begegnung ein Ereignis sei, auf das der Psychotherapeut in jeder Stunde wieder hoffe[2], so muss ich zudem bedenken, dass sich durch meine Nähe der andere nicht nur als ein anderer zeigt als ich und als früher mit andern Personen, sondern auch anders als bei einem eventuellen oder tatsächlichen früheren oder zukünftigen Zusammentreffen mit mir. Das Erlebnis des Anderen in der Begegnung ist wie leuchtend kontrastierende Gewissheit seines jetzigen So-Seins (oder So-anders-Seins) vor den vagen Schattierungen des unüberblickbaren Ungewissen. Buber bestätigt diese Erfahrung, wenn er die Welt des Du beschreibt als unzuverlässig, stets neu, undicht, dauerlos und unübersehbar[3].

Dass in der Erfahrung des Anderen immer ein Gefühl des Fremden enthalten ist, hat Nolfi anhand der Begegnung mit dem Geisteskranken drastisch gezeigt. Sie weist auf die französische Bezeichnung des Geisteskranken als "aliéné mental" hin, die man mit "der Geistesfremde"

---

1 Die Tagebücher der Anaïs Nin, 1968, S. 38
2 Nolfi E., Dissertation 1974, S. 88
3 Buber M.: Werke, Bd. I, Schriften zur Philosophie, München 1962, S. 100

übersetzen könnte[1]. Das Gefühl des Fremden ist m.E. nicht der Begegnung mit dem Geisteskranken als dem oft gänzlich Unverständlichen vorbehalten, sondern wird dort besonders deutlich erlebt, wobei "Begegnung" im Falle des gänzlich Unverständlichen als nur einseitiges Beeindrucktsein (des Diagnostikers) aufzufassen wäre. Gerade dadurch, dass in unserem Beispiel-Interview von Untersucher B das Gefühl der Fremdheit völlig fehlte, liess es sich zur Darstellung des Distanzmangels verwenden als ebenso problematischem Aspekt der diagnostischen Situation wie die gänzliche Distanz bzw. Verweigerung der Nähe, welche wir mit den Worten von Gill, Newman u. Redlich als eine "Beleidigung bei nichtpsychotischen Patienten"[2] geschildert haben. Der Fremde muss nicht "das gänzlich Unverständliche" bedeuten, sondern ist der Begegnung in ihrem Distanz-Aspekt als dem Erleben des Anders-Seins eigen. Insofern als wir in jeder Begegnung ein Element der Fremdheit und Distanz empfinden vor dem Anderen als dem "dauerlos Unüberblickbaren"[3], unabhängig davon, wieviele Male wir einem Menschen begegnen, müsste man sagen, dass Begegnung unbegrenzt ist. Das heisst, dass es aufgrund der Einzigartigkeit und Unerschöpflichkeit oder Unüberblickbarkeit beider Gesprächspartner unbegrenzte Möglichkeiten der Begegnung gibt und gäbe. Insofern aber als die Begegnung die diagnostische Situation meint, stellt sie die Grenze unserer Gewissheit dar: das Erlebnis der Berührung der fremden und der eigenen Wirklichkeit oder das Erlebnis der Teilhabe an einer gemeinsamen Wirklichkeit ist die einzige Gewissheit vor der gähnenden Wahrscheinlichkeit oder Buberschen Unzuverlässigkeit des Du.

Es ist also das Wissen um die Einmaligkeit und Einzigartigkeit der Begegnung, d.h. die Begrenztheit der Begegnung als einer Situation einerseits und die Unbegrenztheit zwischenmenschlicher Begegnung anderseits, was uns verbietet, das Erfahrene oder Verstandene zu verallgemeinern

---

1 Nolfi E., Dissertation 1974, S. 45
2 Gill, Newman u. Redlich, 1954, S. 22 f., vgl. S. 89
3 Buber M.: Werke, Bd. I, Schriften zur Philosophie, München 1962, S. 100

und uns veranlasst, die Situation und damit auch uns selbst möglichst genau zu prüfen. Dieses Wissen gilt es der von Eysenck erwähnten Beruhigung des Interviewers, sein Gegenüber richtig erkannt zu haben[1], entgegenzustellen. In Anbetracht der Anzahl und der Höhe der von uns hier erwähnten Anforderungen an den Interviewer mag Eysenck weitgehend Recht haben. Wenn er aber die oft in sich widerspruchsvollen Resultate von Tests und Fragebögen dem "meist ziemlich abgerundeten Bild von zwingender innerer Evidenz" vorzieht[1], so gibt uns diese Distanzierung Anlass, diese Abrundung in unsere Gedanken zur Begrenztheit der Begegnung einzubeziehen. Man könnte Eysenck erwidern, dass Widersprüche im Gespräch zuweilen abgeklärt werden können, sodass sie manchmal zu Recht nicht mehr als solche erscheinen. Während Fragebögen meist nur ein Minimum an Antwortealternativen anbieten und der Proband in eine "literarische Distanz" zu sich selbst gezwungen wird, wobei die isolierte Selbstbeurteilung stark von der momentanen Stimmung, den Wünschen und Hoffnungen beeinflusst ist, hat er im Gespräch die Möglichkeit, seine Antworten mit Bedingungen zu verbinden, seine Meinung zu ändern, Fragen zu stellen, spontan seine Gefühle auszudrücken und mit einer verbalen Aeusserung mehrere Informationen zu geben, nämlich auf Inhalts- und Beziehungsebene. Der Getestete vermittelt sich im Fragebogen bereits abgerundet durch die beschränkte Auswahl möglicher Antworten. Der Raster für sein Bild ist bereits gegeben. Im Gespräch erscheint er ganzheitlich als etwas in seinen Aspekten und Hinsichten Unüberblickbares und Unbeschränktes, das im Verstehen bzw. der Teilhabe am Verstandenen erst Grenzen oder Konturen erhält.

Wenn Gadamer sagt: "Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache", so ist damit gemeint, dass Verstehen und Auslegung sprachgebunden sind und Sprache sich als universales Medium erweist, in dem sich das Verstehen vollzieht[2]. Der Begrenztheit des Verstehens oder der Begeg-

---

1 vgl. 1. Teil, S. 31
2 Gadamer H. G.: "Wahrheit und Methode", München 1963

nung entspricht somit auch die Begrenztheit der Sprache. So wie Sich-Ausdrückendes (Sein) immer nur im Hinblick auf einen Raum denkbar ist, in den hinein es sich eindrückt und an diesem Etwas es gebrochen und leicht modifiziert wird und nicht mehr als es selbst zur Erscheinung kommt, "anderseits aber überhaupt nicht erscheinen könnte, wenn es nicht das Etwas hätte, durch das es - ihm sich eindrückend - uns sich zeigen könnte"[1], - so bedeutet Aeusserung oder Ausdruck, in welcher Sprache auch immer, Formgebung und damit gleichzeitig Begrenzung und Abrundung. Die Tätigkeit des Interviewers im diagnostischen Gespräch liesse sich mit dem astrologischen Vokabular auch als jovisch-saturnisches Wirken beschreiben: Auf das jovische Ja zum Partner (Offensein) folgt das saturnische Nein (Begrenzung des Anderen), das wie Strauss sagt - "erst das Menschsein bedingt", und das "somit erscheint als die (individuelle) Abgrenzung gegen das 'Alles', das keine Spannung und keine Geformtheit aufbringt"[2]. Die diagnostische Gesprächssituation bzw. die Begegnung ist ein Erlebnis und als Lebendiges durch die Prinzipien alles Lebendigen mitbestimmt, durch jovische Entwicklung wie durch saturnische Begrenzung. Jupiter ist als gestaltendes Prinzip nur denkbar durch Saturn als die "notwendige Kontur der Dinge"[3].

Begrenzung ist dem Verstehen, Abrundung dem Bild immanent und dürfen bezüglich der diagnostischen Aufgabe nur dann negativ gewertet werden, wenn sie nicht aus der Begegnung selbst, sondern aufgrund von Fehlhaltungen des Interviewers wie z.B. Uebertragung, Identifikation etc. entstehen. Jede diagnostische Methode, nicht nur das Gespräch vermittelt schlussendlich ein Bild und vollzieht somit eine Abrundung.

---

1 Siegfried W., Dissertation 1977, S. 130
2 Strauss H.A.: "Psychologie und astrologische Symbolik", Kindler 2064, München 1970, S. 87
3 Strauss H.A., 1970, S. 87

V ZUSAMMENFASSENDE BETRACHTUNGEN: TAUGLICHKEIT UND VERANTWORTLICHKEIT

Kehren wir nun zurück zur Frage im ersten Teil[1], ob ein Mehr-Phasen-Modell einen echten Ausweg aus dem Dilemma darstellt, das aus den Implikationen der Gesprächsform erwächst. Die Ausführungen im zweiten Teil zur Beseitigung der Hindernisse echter Begegnung zeigen, dass eine Möglichkeit besteht, in einer persönlichen Auseinandersetzung mit dem Probanden im freien Gespräch die Gefahr einer "Psychologie des ersten Eindrucks" zu beseitigen, Fehlerquellen auszuschalten und eine Beeinflussung der verschiedenen Phasen zu vermeiden. Nur erhebt sich die Frage, wie die Entscheidung ausfällt, welche aufgrund der gesamten Untersuchung des Probanden getroffen wird. Wir würden nun antworten: je nach dem Gewicht, das den verschiedenen ermittelten Merkmalen des Probanden beigemessen wird. Halten wir z. B. bei einer Eignungsuntersuchung das soziale Kontaktverhalten für wichtiger als das Fachwissen, so werden wir einen Probanden mit durchschnittlichem Fachwissen und besonders befriedigendem sozialem Kontaktverhalten einem Probanden mit überdurchschnittlichem Fachwissen und Schwierigkeiten im Umgang mit Menschen vorziehen. Wir haben jedenfalls die Möglichkeit, tatsächlich auch die Begegnung mit dem Probanden als Mensch und nicht nur als Arbeitskraft in unsere Entscheidung einzubeziehen.

Aber sobald wir dies tun, sobald wir uns nicht mehr einzig und allein auf eine normierte, statistische Auswertung einer Summe von Informationen stützen, versteht sich die Wissenschaftlichkeit unserer Selektion nicht mehr als exaktes Objektivieren, sondern als verstehendes Eindringen. Der vorgeschlagene Weg ist also wohl ein Ausweg aus dem genannten Dilemma "Faktenübermittlung/Persönlichkeitserhellung", aber insofern kein echter, als er die beiden verschiedenen Auffassungen von Tauglichkeit nicht in Einklang bringen kann, sondern die eine der andern

---

1 vgl. S. 52

opfern muss. Ein Mehr-Phasen-Modell entlässt uns also nicht aus der Qual der Wahl, d. h. aus der Entscheidung für die eine oder andere Auffassung von Tauglichkeit. Indem sich in der Diagnostik nichts an der Tatsache ändern lässt, dass ein Urteil gefällt werden muss und dass uns als Untersucher diese Aufgabe zukommt, bedeutet diese Wahl für uns stets ein spezielles Erlebnis von Verantwortlichkeit:

Im einen Fall empfinden wir nur ein auf wissenschaftlichen Prinzipien aufbauendes Verfahren verantwortbar, das uns des Gefühls persönlicher Verantwortung enthebt. Dieser Enthebung entspricht eine Verschiebung auf die Ebene des Ueberpersönlichen: die Verantwortung wird der Wissenschaft übertragen. Verantwortlichkeit und Wissenschaftlichkeit sind verknüpft in der Bemühung um Objektivität bzw. in der Forderung, jedem Probanden gleich zu begegnen. Sie kann nur erfüllt werden durch die Ausschaltung des Subjektiven – d. h. unserer selbst als Untersucher – aus der Untersuchung. Damit schliesst sie eine Begegnung im existentiellen Sinne aus, zu deren zentralen Wesensmerkmalen das Betroffensein (Heidegger) beider Partner gehört, und die Bollnow versteht als "das Erlebnis einer dem Menschen gegenübertretenden Wirklichkeit, durch die dieser in seinem innersten Sein in Frage gestellt ist, und vor der er sich behaupten muss"[1]. Das heisst mit anderen Worten: die Forderung, jedem Probanden gleich zu begegnen, kann nur erfüllt werden dadurch, dass wir allen Probanden nicht wirklich, im existentiellen Sinn, begegnen. Halten wir an ihr fest, so müssen wir damit entweder das Gespräch, dessen Definition (als eine Weise gegenseitiger Verständigung zweier Menschen) die Ausschaltung des Untersuchers nicht zulässt, als diagnostisches Verfahren ablehnen oder aber es so gestalten, dass es dieser Definition nicht mehr wirklich gerecht wird.

Im andern Fall empfinden wir nur ein Verfahren verantwortbar, bei dem wir die Verantwortung persönlich übernehmen bzw. sie mit dem Probanden teilen, indem wir dem beidseitigen Einfluss auf die zu beurteilen-

---

1 Bollnow O. F.; Zeitschrift für Pädagogik (1955), 20, zit. nach Böckenhoff J.: "Die Begegnungsphilosophie", Freiburg/München 1970, S. 155

de Situation Rechnung tragen. Das heisst, dass wir versuchen, als Mensch vor den andern Menschen hinzutreten, uns auf eine Partnerschaft einzulassen, den andern nicht mehr als Untersuchungsobjekt, sondern als Du zu erfahren. Dies heisst weiter, dass wir unsere Fähigkeiten, unsere Stärken und Schwächen ebenso preisgeben wie der Proband, dass wir uns ihm auch offenbaren, indem wir ihm zeigen, wie wir ihn verstehen und sehen. Auf diese Weise wollen wir unsere Wahrnehmung kontrollieren, d. h. korrigieren. Auf diese Weise halten wir uns an die Definition des Gesprächs und distanzieren uns von der Bemühung um eine Ausschaltung von uns selbst bzw. um Objektivierung von etwas, was nicht objektivierbar ist: da das Gespräch ein E r e i g n i s ist, in das wir miteinbezogen sind, muss der Versuch einer Objektivierung misslingen und zur Verfälschung der Wirklichkeit des zu Objektivierenden führen. Von Uslar spricht von einer Pseudo-Objektivität, die aus dem Versuch entsteht, das Mitspielen des Psychologen als einen zu eliminierenden, subjektiven Störfaktor zu betrachten und gibt in diesem Zusammenhang folgendes zu bedenken: "Es gibt Psychologie nicht als neutrale Beobachtung. Wir selbst als Beobachter sind immer mit im Spiel. Unsere Beurteilung hängt von unserer eigenen Lage in unserer eigenen Lebensgeschichte ab"[1]. Dieser Gedanke muss uns auf die Unmöglichkeit aufmerksam machen, uns dem Problem der persönlichen Verantwortlichkeit in der Anwendung von Psychologie zu entziehen. Das diagnostische Gespräch ist nicht nur geeignet zur Darstellung dieser Problematik der psychologischen Diagnostik im allgemeinen, sondern die Schwierigkeiten, vor die uns dieses Verfahren stellt, fordern uns auf, uns im Tragen von Verantwortung zu schulen. Im Gegensatz zu anderen diagnostischen Verfahren ermöglicht das Gespräch dadurch, dass es eine handlungsartige Auseinandersetzung zwischen zwei Menschen ist und Begegnung, gegenseitige Beziehung oder Kommunikation bedeutet, das Ereignis und Erlebnis der Wirklichkeit des andern. Es ermöglicht die Auflösung der üblichen Subjekt-Objekt-Beziehung oder (um mit M. Buber zu sprechen) des Ich-Es-Bezuges zwischen

---

1 v. Uslar D.: "Die Wirklichkeit des Psychischen", 1969, S. 62 f.

Untersucher und Proband zugunsten einer personalen Begegnung, d.h. eines Ich-Du-Bezuges. Es begreift sich daher nicht als Weg zum Verständnis eines Objekts – wir können nie ein Objekt verstehen –, sondern eines Menschen.
Die Frage nach der Tauglichkeit oder Daseinsberechtigung des diagnostischen Gesprächs entspricht daher weitgehend der Frage, ob eine Ich-Du-Beziehung auch in der Diagnostik – und nicht nur in der Therapie oder therapeutischen Situation – wünschenswert, gerechtfertigt, ja sogar notwendig ist.

Diese Frage hat nicht nur eine sozialpsychologische, sondern auch eine ethische Dimension. Es wird immer wieder behauptet, ein Subjekt-Objekt-Verhältnis sei durchaus gerechtfertigt und sogar notwendig, wenn es um die Abklärung äusserer Umstände, anamnestischer Fragen und diagnostischer Probleme überhaupt gehe, während wir hingegen im therapeutischen Bereich als Menschen vor den Menschen hintreten müssten.
In solchen Behauptungen spiegelt sich jedoch eine sehr enge Auffassung von Diagnostik: Diagnostizieren erscheint als Daten- oder Faktensammeln, als Angaben-Machen zu einer Person. Dabei wird aber der Tatsache nicht in gebührendem Masse Rechnung getragen, dass diese Angaben etwas zum Verständnis dieser Person im Hinblick auf deren problematische oder kritische Situation beitragen sollen. Personen- und Persönlichkeitsbeschreibung haben stets einen bestimmten Wert in bezug auf die Beantwortung der Frage, welche der Untersuchung zugrundeliegt. Es wird mit anderen Worten zu wenig berücksichtigt, dass auch die Materialsammlung zur Person- und Persönlichkeitsbeschreibung ihren Platz nicht einfach "jenseits von gut und böse" haben, sondern unsere Entscheidung beeinflussen und damit an unser Verantwortungsbewusstsein, an uns als Menschen, appellieren. Dadurch, dass wir in der psychologischen Diagnostik immer für den anderen Menschen entscheiden, ob wir uns nun dieser Tatsache und ihrer Tragweite mehr oder weniger bewusst sind, müssen wir die Möglichkeit, wirklich als Mensch vor den andern hinzutreten, um auch ihm die Möglichkeit zum eigentlichen Selbstsein zu

geben, ergreifen. Wenn wir uns einmal entschieden haben, psychologische Diagnostik zu betreiben, so können wir die Verantwortung, die auf uns lastet, nicht leugnen.

Ein Schritt zur verantwortungsbewussten Diagnostik mittels des Gesprächs besteht darin, diese persönliche Verantwortung wahrzunehmen, zu akzeptieren und einen Weg zu finden, um sie tragen zu können. Folgende Möglichkeiten wurden dazu als Forderungen an den Untersucher angegeben:

1. Die Forderung nach Selbstbesinnung im Sinne einer Ausschaltung der Fehlerquellen der Rolle, Einstellung und der Uebertragung. Es ist dies gleichzeitig eine Aufforderung zur Prüfung unseres Selbstbildes, zur Prüfung also der eventuellen Diskrepanz zwischen der Weise, wie wir uns sehen und der andere uns sieht. In der therapeutischen Situation besteht diese Forderung an uns auch, doch durch den Entscheidungsdruck, d. h. dadurch, dass nicht der Proband für sich, sondern wir für ihn entscheiden müssen, trifft uns diese Forderung in der diagnostischen Situation härter und strenger als in der therapeutischen, die zudem mehr Zeit für Korrekturen schafft.

2. Es muss ein Rahmen geschaffen werden, der die Erfüllung dieser Forderung ermöglicht. Wir haben darauf hingewiesen, dass der Untersucher mit dieser Forderung überfordert ist, wenn er gleichzeitig eine Fülle von diagnostisch relevanten Themen zu besprechen hat. Eine Möglichkeit zur Lösung dieses Problems ist die Trennung verschiedener Gesprächsformen bzw. Unterscheidung verschiedener Gesprächsphasen gemäss verschiedenen Erkenntniszielen.

3. Die Forderung nach Selbstbesinnung muss nicht nur als eine Aufgabe betrachtet werden, die der Untersucher für sich allein zu lösen hat, indem er sich und den andern heimlich beobachtet und etwa nach der Methode "Listening with the third ear"[1] verfährt. Selbstbesinnung zur

---

1 gemeint ist: der Sprache des Unbewussten, vgl. Reik Th.: "Listening with the third ear", New York 1951

Vermeidung der genannten Fehlerquellen bedeutet nichts anderes als einen Versuch, den andern besser, am besten richtig, zu verstehen. Die Forderung nach Selbstbesinnung bzw. nach Einander-richtig-Verstehen kann auch thematisch gemacht werden im Gespräch: Die Besprechung dessen, was der Untersucher mit dem "dritten Ohr" gehört hat, d. h. Diskrepanzen zwischen dem, was der Proband sagte und wie er es sagte, kann die Beziehung zwischen Ich und Du klären und Missverständnisse verhindern oder aufdecken. Wir haben diese und weitere Möglichkeiten zum richtigen Verstehen des andern dargelegt als Uebertragung der Grundgesetze der Kommunikation, wie sie von Watzlawick und seinen Mitarbeitern erarbeitet wurden, auf die diagnostische Gesprächssituation. Sie erscheint uns als besonders wertvoll, weil der Proband auf diese Weise am ehesten teilhat an der Entscheidung und uns damit hilft, die Last der Verantwortung zu tragen.

Mit diesen Forderungen ist an eine Vielzahl von Fähigkeiten appelliert, die ein guter, verantwortungsbewusster Gesprächsdiagnostiker besitzen muss, wobei diese Fähigkeiten vergleichbar sind mit denjenigen, welche auch vom Psychotherapeuten gefordert werden. Daher drängt sich eine gewissenhafte Ausbildung des Interviewers auf, welche die Arbeit mit dem Video-Recorder einbezieht und möglichst viel Gelegenheit zur Selbsterfahrung und praktischen Uebung bietet.

Damit sind wir in der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen des Gesprächs als einer psychodiagnostischen Methode, wie sie eingangs gestellt wurde, auf unsere eigenen Grenzen zurückverwiesen, sowohl auf die allgemeinen grundlegenden und nicht zufälligen Grenzen unseres intellektuellen Verstehens und Wissens, als auch auf unseren individuellen Grad an "psychologischer Phantasie"[1], die allein uns befähigt, die verschiedenen Möglichkeiten zu berücksichtigen, in die eine in der Begeg-

---

1 Lersch Ph., 1971, S. 161

nung sprachlich, mimisch oder gestisch zum Ausdruck gelangende seelische Haltung oder ein seelischer Zustand eingegliedert sein kann.

LITERATURVERZEICHNIS

Argyle, M.: Recent developments in executive selection, in: Personnel management, vol. 46, 1964, 369, S. 96-100

Arnold, W. / Pauli, R.: Psychologisches Praktikum, Stuttgart 1957[6]

Balinsky, B.: The selection interview, New Rochelle/New York 1962

Bateson, G. / Jackson, D. / Laing, R. u. a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt a. M. 1969

Biäsch, H.: Kaderauslese, in: Aktuelle Kurzberichte aus berufener Feder, Nr. 6, Hotel z. Storchen Zürich 1961

Bingham, W. / Van Dyke & Moore B. V.: How to interview, New York und London 1941

Bischof, A.: Interpretating Personality Theories, Harper & Row, New York 1970[2]

Bleuler, E.: Lehrbuch der Psychiatrie, New York, Heidelberg, Berlin 1972[12]

Böckenhoff, J.: Die Begegnungsphilosophie, Freiburg/München 1970

Bolton, D. L. / Hickey, M. E.: Effect of interviews on teacher selection decisions, in: Journal of Appl. Psychology Vol. 53, 1969, S. 501-505

Brengelmann, J. C.: Was Firmen von Tests halten, München 1970

Boss, M.: Sinn und Gehalt der sexuellen Perversionen, Kindler 2080, München 1966[3]

Buber, M.: Werke Bd. I, Schriften zur Philosophie, München 1962

Bühler, K.: Sprache als Darstellungs-, Ausdrucks-, und Appellfunktion, Jena 1934

Buytendijk, F. J. J.: Das Menschliche, Stuttgart 1958

Colin, Ch.: Kommunikationsforschung – eine neue Wissenschaft, Hamburg 1963

Condrau, G.: Aufbruch in die Freiheit, Wien 1972

De Boor, C.: Ueber psychosomatische Aspekte der Allergie, insbesondere des Asthma bronchiale, Huber Bern 1965

Dorsch, F.: Wörterbuch der Psychologie, Hamburg 1970[8]

Drever, J./Fröglich, W. D.: Wörterbuch zur Psychologie dtv 3031 1968

Eysenck, H. J.: Wege und Abwege der Psychologie, Hamburg 1956

Freud, S.: Zur Dynamik der Uebertragung, Ges. Werke 1941

Frisch, M.: Tagebuch 1946-1949, Frankfurt a.M. 1950

Fromm, E.: Die Kunst des Liebens, Ullstein 258, 1956

Gadamer, H. G.: Wahrheit und Methode, München 1963

Ghiselli, E. E.: The validity of a personnel interview, in: Personnel Psychology, Vol. 19, Nr. 4, 1966, S. 389-394

Gill, Newman & Redlich: The initial interview in psychiatric practics, Int. Univ. Press, New York 1954

Grant, D. L./Bray, D. W.: Contribution ot the interview to assessment of management potential, in: Journal of Appl. Psychology, Vol. 53, 1963, S. 24-34

Guérault, M.: Descartes selon l'ordre des raisons, I, éd. Montaigne Paris 1968

Guilford, J. P.: Persönlichkeit, Weinheim 1964

Halliwell, T. G. C.: Executive selection. A tool-kit, in: Management 49, 380, Juni 1967, S. 78-83

Hehlmann, W.: Geschichte der Psychologie, Stuttgart 1967

Heinemann, F.: Was ist lebendig und was ist tot in der Existenzphilosophie, in: Zeitschrift für Philosophische Forschung, Bd. V, 1950

Heiss, R.: Psychologische Diagnostik; Einführung und Ueberblick, in: Handbuch der Psychologie, Bd. 6, 1964

Hofstätter, P. R.: Psychologie, Frankfurt a.M. 1970[14]

– Die soziale Dynamik der psychotherapeutischen Situation, in: Psyche 10, 1957

Imoberdorf, U.: Die diagnostische Situation, Bonn 1971

Jacobi, J.: Die Seelenmaske, Walther Olten 1971

Jores, A.: Praktische Psychosomatik, Huber Bern 1976

Jung, C. G.: Psychologische Typen, Ges. Werke Bd. 6, Zürich 1960

Kahn, R. L./Cannell, Ch.: The dynamics of interviewing, New York 1957

Knebel, H.: Inhalt und Technik des Vorstellungsgesprächs, in: Personal – Mensch und Arbeit, Heft 1, 1970

Knight, G. F.: Skills for the sometime interviewer, in: Personnel Journal, vol. 45, 1966, S. 276-278

Korff, E.: Betriebspsychologisches Taschenbuch für Vorgesetzte, Heidelberg 1967[2]

Laplanche, J./Pontalis, J.-B.: Das Vokabular der Psychoanalyse, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1973

Lattmann, Ch.: Die Aufgaben der Personal-Abteilung, (Vorlesung), St. Gallen Februar 1969

Leary, Th.: Interpersonal diagnosis of personality, New York 1957

Lersch, Ph.: Aufbau der Person, München 1970[11]

– Gesicht und Seele, München 1971[7]

Lichtwer, B.: Beurteilungs- und Ausleseverfahren bei Führungskräften, in: Bucholz-Maier: Handbuch der Führungskräfte, München 1970

Linton, R.: The study of man, New York 1936

Lippross, O.: Medizin und Heilerfolg, Frankfurt a. M./Hamburg 1971

Löwith, K.: Das Individuum in der Rolle des Mitmenschen, Darmstadt 1969

Mandel, A. & K. H. und Mitarbeiter: Einübung in Partnerschaft, durch Kommunikationstherapie und Verhaltenstherapie, München 1971

Mayfield, E. E.: The selection interview – a re-evaluation of published research, in: Personnel Psychology, vol. 17, Nr. 3, 1964, S. 239-260

Mierke, K.: Psychologische Diagnostik, in: Lehrbuch der Psychologie, Bd. 3, Bamberg 1944

Morris, Ph.: Foundation of the theory of signs, Chicago 1938

Moser, U.: Gesprächsführung und Interviewtechnik, in: Psychologische Rundschau, Bd. 15, 1964, S. 263-282

Nolfi, E.: Die Begegnung mit dem psychisch Kranken, Dissertation phil. I, Universität Zürich, 1974

O'Neill, N. & G.: Die offene Ehe, Scherz Bern und München 1972

Parson, P.: Struktur und Funktion der modernen Medizin, in: Probleme der medizinischen Soziologie, 3. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Köln 1958

Pongratz, L.: Problemgeschichte der Psychologie, Bern 1967

Preu, H.: Strategie des Interviewers, Hamburg 1943

Reik, Th.: Listening with the third ear, New York 1951

Rohracher, H.: Kleine Charakterkunde, Wien und Innsbruck 1961

Roth, E.: Persönlichkeitspsychologie, Kohlhammer, Stuttgart 1969

Rothschild, B.: Exploration II, Vorlesung an der Universität Zürich 1970 (persönliche Notizen)

Ruddock, R.: Roles and relationships, Routledge and Kegan, New York 1969

Sader, M.: Möglichkeiten und Grenzen der psychologischen Testverfahren, Bern und Stuttgart 1961

Sarbin, T. R.: Role Theory, in: Gardner/Lindsey: Handbook of Social Psychology, Bd. I, S. 249 ff., Wesley Cambr. Mass. 1954

Sarbin, T. R. & Allen: Role Theory, in: Handbook of Social Psychology, Bd. I, S. 488 ff., Wesley Cambr. Mass. 1968[2]

Savoegie, M. S.: La selection du personnel commercial, Presses universitaires de France, Paris 1961

Schenkl, K.: Griechisch-deutsches Schulwörterbuch, Wien 1891

Schischkoff, G. (Hrsg.): Wörterbuch der Philosophie, Stuttgart 1965[17]

Schmid, F. W.: Management-Tests als moderne Hilfsmittel für die Auslesung und Beratung der Führungskräfte, in: Bucholz-Maier: Handbuch der Führungskräfte, München 1970

Schraml, W.: Psychodynamische Aspekte der psychodiagnostischen Gesprächssituation, in: Psychologische Rundschau, Bd. 13, 1962, S. 33-43

– Das psychodiagnostische Gespräch, in: Handbuch der Psychologie, Bd. 6, 1964, S. 868-897

Schweiter, J. H.: Die Gruppendiskussion – eine aussagefähige Methode zur Auswahl von Führungskräften, in: Industrielle Organisation, vol. 35, 1966, S. 326-331

Siegfried W.: Mensch – Bewegung – Raum, Dissertation Phil I, Universität Zürich, 1977

Stoll, F.: Der Test in der Personalselektion, Gastvorlesung an der Universität Zürich vom 8. 2. 1972 (persönliche Notizen)

Strauss, H. A.: Psychologie und astrologische Symbolik, Kindler 2064, München 1970

Strehle, H.: Mienen, Gesten und Gebärden, München/Basel 1966[4]

Sullivan, H. S.: The psychiatric interview, in: Psychiatry 14 u. 15, New York, 1951/52

Stuhlmann, G. (Hrsg.): Tagebücher der Anaïs Nin 1931-1934, Ch. Wegner Hamburg 1968

Trüb, H: Heilung aus der Begegnung, Stuttgart 1951

Uslar, D. von: Die Wirklichkeit des Psychischen, Pfullingen 1969

Walter, U.: Psychologisches Verstehen – Philosophische Hermeneutik, (unveröffentlichte Lizentiatsarbeit an der Universität Zürich, in: Bulletin I, Aug. 1968

Watzlawick, P./Beavin, J. H./Jackson Don D.: Menschliche Kommunikation, Bern 1969

Wellek, A.: Das Experiment in der Psychologie, in: Studium Generale I/1, 1954

Willing, J. Z.: The round table interview – a method of selection trainees, in Personnel 39, 1962, S. 26-32

Lebenslauf

Seit meiner Geburt am 20. Februar 1946 bin ich in der Zürichseegemeinde Kilchberg wohnhaft, deren Primarschulen ich besuchte und die inzwischen mein zweiter Bürgerort geworden ist.

In Zürich durchlief ich die Höhere Töchterschule, die ich im Herbst 1965 mit dem Maturitätstypus A abschloss. Anschliessend studierte ich bis 1968 Romanistik an der Universität Zürich, mit Ausnahme von je einem Auslandsemester in Montpellier und Rom. Der Tod meines Vaters machte einen 1 1/2-jährigen Unterbruch meines Studiums erforderlich, da unser familieneigener Baumschul-Betrieb in Uster, meinem ursprünglichen Bürgerort, auf meine Mitarbeit angewiesen war. Im Winter 1969 konnte ich mein Studium an der Universität Zürich wiederaufnehmen, doch wählte ich als neue Fachrichtung Psychologie. 1975 schloss ich mit dem Lizentiatsexamen ab (Psychologie, franz. Literatur, Philosophie).

Seither arbeite ich als Psychologin in einer Aerztegemeinschaft und führe in Zürich eine eigene psychologische Praxis.